

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

**Herausgeber:** Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

**Band:** 86 (1990)

**Heft:** 3-4

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

ROLF W. BREDNICH (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin: Dietrich Reimer Verlag 1988. 484 S. (Ethnologische Paperbacks).

Die Anzahl neuerer grundsätzlicher Werke zur deutschsprachigen Volkskunde ist nicht gering. Ein Titel wie der vorliegende ist daher von vornherein mit der Frage «belastet», ob es gegenwärtig notwendig sei, abermals einen «Grundriss» zu veröffentlichen, auch wenn er in erster Linie für die «Studierenden der Anfangs- und mittleren Semester gedacht» sein soll.

Geht man in der Beurteilung von dem Umstand aus, dass gemeinhin alle Grundrissdarstellungen lehrbuchartigen Charakters manche Wünsche nach grösserer Ausführlichkeit, fachspezifischer Differenziertheit und klarer theoretisch-methodologischer Zielsetzung offen lassen, so trifft das auch für diesen Sammelband zu. Dem Rezensenten kommt es aber nicht darauf an, Defizite aufzuzählen, erwartete Literaturangaben zu ergänzen o.ä., sondern zu versuchen, den Stellenwert des Lehrbuchs zu bestimmen.

Zunächst ist zu konstatieren, dass die «kanonartig» erscheinende Reihung der insgesamt 22 Beiträge mit einem Umfang von je 20 bis 30 Seiten keineswegs diesem ersten Eindruck entspricht, sondern Forschungsfelder heraushebt, die in interdisziplinärer Weise erschlossen werden müssen. Das bedeutet gleichzeitig, dass sie häufig schon in der Formulierung ihren Komplexcharakter erkennen lassen und Fragestellungen aufnehmen, die mehr als den einstigen «Kanon» widerspiegeln: Wohnen und Wirtschaften (*Ruth.-E. Mohrmann*), Leser- und Lesestoff-Forschung (*Rudolf Schenda*), Lied- und Musikforschung (*Wilhelm Schepping*), Volkskundliche Gemeinde- und Stadtteilstudien (*Paul Hugger*), Interethnische Forschung (*Annemarie Schenk*), Arbeiterforschung (*Peter Assion*), Familienforschung (*Andreas C. Bimmer*), Frauenforschung (*Carola Lipp*), Volksfrömmigkeit (*Christoph Daxelmüller*), Kleidungsforschung (*Gitta Böth*), um nur einige zu nennen und die Zielsetzung deutlich zu machen. Der Herausgeber wollte somit – und das dürfte er erreicht haben – «über die Forschungsfelder hinaus zu den übergreifenden Grundanliegen des Faches in der Erforschung historischer und gegenwärtiger Erscheinungsformen der Alltagskultur hin (zu) führen» (S. 8). Damit ist konstatiert, dass Alltagskultur in ihrer Historizität den eigentlichen Bezug der einzelnen Beiträge des Bandes ausmacht, und das wäre eine neue, konkrete Qualität volkskundlicher Forschung überhaupt.

Diese wird auch dadurch zum Ausdruck gebracht, dass jeder der Beiträge auf einer wissenschaftsgeschichtlichen Betrachtung interdisziplinären Charakters basiert, die, mehr oder weniger ausgeprägt, Rückschlüsse auf den historisch betrachteten gesellschaftlichen Stellenwert der jeweiligen Forschungsfelder zulässt. Gleichzeitig werden damit neue Bausteine zur allgemeinen Wissenschaftsgeschichte der deutschsprachigen Volkskunde geliefert, die vor allem in hermeneutischer Beziehung Beachtung verdienen.

In diesem Zusammenhang sind auch die drei wissenschaftshistorischen Einführungsabschnitte zu nennen, die *Andreas Hartmann* (Die Anfänge der Volkskunde), *Kai Detlev Sievers* (Fragestellungen der Volkskunde im 19. Jahrhundert) und *Utz Jeggle* (Volkskunde im 20. Jahrhundert) geschrieben haben. Auf fast 70 Seiten, mit einem ausreichenden Literatur- und Quellenapparat versehen, bieten die drei Autoren einen wissenschaftsgeschichtlichen Gesamtabriss vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, der über Bisheriges hinausgeht. Reflektiert wird Geschichte der Volkskunde als interdisziplinäre Beschäftigung mit dem Alltag bzw. der Lebensweise der werktätigen Bevölkerung im historisch-gesellschaftlichen Kontext, also von einer Zeit vor der eigentlichen Existenz der «Volkskunde als Wissenschaft», unter Beachtung der bürgerlich-kapitalistischen Entwicklung bis hin zur Deformierung und eigenen Diskreditierung des Faches durch seine führenden Vertreter, zu denen auch der

nach wie vor vieldiskutierte Adolf Spamer u.a. gerechnet wird, und zur Neuprofilierung nach 1945/52 in beiden deutschen Staaten: Ein erkenntnismässig nützliches Kapitel, das den Studierenden eine gute Grundlage für ihre Beschäftigung mit «Volkskundlichem» bieten wird.

Der Herausgeber des «Grundrisses» hat schliesslich einen kritischen Beitrag zur Problematik der «Quellen und Methoden» beige-steuert, der auf den gegebenen Pluralismus eingeht, eine differenzierte Anwendung vorschlägt und damit vor übertriebener, einseitiger Methodenbevorzugung warnt, die allzu leicht zur Theoriebildung verfälscht werden kann. Auf solche Gefahren, die dem Fach stets abträglich waren, den Volkskundestudenten von Beginn an ausdrücklich hinzuweisen ist verdienstvoll.

Der Sammelband soll eine Einführung in Forschungsfelder der «europäischen Ethnologie» sein. Was jedoch europäische Ethnologie im Vergleich zur Volkskunde ist, erfährt der Leser leider nicht, genau so wenig, warum diese Bezeichnung eingeführt wurde. Immerhin war sie doch ein Ergebnis der lang andauernden Theorie- und Gegenstandsdiskussion, welche die Fachvertreter in Atem gehalten hat. Eine Klärung dieser Begrifflichkeit wäre um so notwendiger gewesen, als gerade Studenten der Anfangssemester die europäische Situation unserer Disziplin recht nachdrücklich verdeutlicht werden muss. Zur Zeit der Aufklärung war das denen, die sich mit dem «Volk» und seiner Lebensweise, seinem Alltag beschäftigten, mitunter klarer als in unserer Gegenwart, wo wir die Notwendigkeit des sich Kennen- und Verstehen-Lernens als Bewohner eines künftigen «europäischen Hauses» stärker denn je vertreten müssen.

Trotzdem und alles in allem: ein Buch nicht nur, wie der Herausgeber meint, als Ergänzung zu bereits bestehenden «Grundrissen» und als Lehrbuch für Anfänger. Es hat seinen anregenden Wert durchaus auch für «ältere Semester».

Wolfgang Jacobeit

IMKE TAPPE: Kinderleben in Lippe. Münster-Hiltrup: Westfälisches Freilichtmuseum Detmold 1989. 198 S., über 180 Abb. (Reihe Westfälische Volkskunde in Bildern, 3. Band).

Mindestens als Quelle (und leider noch zu wenig als aktuelles Beobachtungsinstrument) nimmt die Fotografie in der volkswundlichen Forschung mittlerweile einen festen Platz ein. Entsprechend gewandelt hat sich auch ihr Stellenwert als Mittel der Darstellung: sie ist nicht mehr nur illustrierendes Beiwerk, sondern wird vielfach zum tragenden Element von Publikationen und weist dem Text erklärende Hilfsfunktion zu; so auch im Bildband «Kinderleben in Lippe», der anhand von Fotos und biografischem Quellenmaterial Alltag und Lebensumstände von Kindern in einer vorwiegend ländlichen Umgebung zur Darstellung bringt. Die kulturellen Bedingungen der Kindheit treten dabei auch auf diesen Aufnahmen aus einer begrenzten Region, entstanden in einem Zeitraum von rund sechzig Jahren, mit etwelcher Deutlichkeit zutage: Kindheit, wie sie sich heute in der Bilderflut der Familienalben tausendfach reproduziert findet, war im agrarischen Lippe noch die Kindheit einer schmalen Bürgerschicht.

Der Band verrät in Gestaltung und Inhalt einen sorgfältigen und quellenkritischen Umgang mit dem Bildmaterial. Ausführliche Legenden und die Einordnung der Motive in ein soziales und kulturelles Umfeld lassen die zum grössten Teil aus dem Familienalbum stammenden Privataufnahmen zu aussagekräftigen Dokumenten einer Zeit und einer Region werden. Manches zur Klärung tragen dabei die eingestreuten Ausschnitte von Gesprächen mit abgebildeten Personen bei. Geschickt wirkt sodann die Wiedergabe von Bildausschnitten aus alten Aufnahmen; systematischer eingesetzt, hätte dieses Hervorholen themenrelevanter Bildinhalte zum didaktischen Leitmittel des Fotobandes werden können. Gerade diese ausschnitthaften Reproduktionen machen auf die Eigenschaft der Fotografie aufmerksam, auch Dinge abzubilden, die nicht in der ursprünglichen Absicht ihrer Urheberinnen und Urheber

lagen. Aussage und Bedeutung einer Fotografie hängen deshalb wesentlich von der Lesart, mit der man sie betrachtet, und vom Zusammenhang, in den sie gestellt wird, ab. Eine Deutung zum Beispiel nach dem Kriterium «Kinderleben» kann einem Bild einen Inhalt verleihen, der mit den Absichten, die zu seiner Entstehung geführt haben, nichts zu tun hat. Dies trifft vielleicht weniger auf die eigentlichen Kinderfotos zu als vielmehr auf die zahlreichen Fotos mit Kindern, die überdies deutlich machen, wie Kinder- und Erwachsenenwelt in der bäuerlichen Kultur vergleichsweise schwach voneinander geschieden waren.

Der den Fotografien eigene Informationsgehalt kommt selbstverständlich besonders bei jenen Inhalten zum Tragen, die quantitativ und sprachlich nur schwer fassbar sind. Sprechende Beispiele finden sich diesbezüglich etwa zum zwiespältigen Verhältnis zwischen den Generationen, zur Sozialisation der männlichen Jugend zum Soldaten ab der frühesten Kindheit oder zum Verlust der Kindheit in der Zeit des Nationalsozialismus. Nicht überall vermögen jedoch die Bilder jenen Grad an Repräsentativität zu erreichen, der sie erst zu sozialhistorischen Zeugnissen werden lässt. In einzelnen Fällen haftet ihnen – trotz Einbettung in ein soziales Umfeld – zu stark die private Erinnerung des Familienalbums an, was immerhin auch die Grenzen des Mediums Fotografie als volkskundliche Quelle offenzulegen vermag. Der Bildband überzeugt inhaltlich in der gelungenen Verbindung der visuellen Analyse mit andern Methoden und Quellengattungen, formal in einer publikumsfreundlichen Gestaltung, die auch wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen vermag.

Thomas Antonietti

ATLAS DER SCHWEIZERISCHEN VOLKSKUNDE / ATLAS DE FOLKLORE SUISSE. Begründet von *Paul Geiger* und *Richard Weiss*, weitergeführt von *Walter Escher*, *Elsbeth Liebl*, *Arnold Niederer*. Erster Teil, 9. Lieferung. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1988. Karten 131-150b, Kommentar S. 931-1364.

Der Titel der letzten Lieferungen des ASV enthält die beiden Verben «begründet» und «weitergeführt»; mit Freude fügen wir für die hier anzuzeigende allerletzte als drittes ein «vollendet» hinzu. Die Herausgeber erklären den grossen Zeitraum zwischen der 1979 erschienenen vorletzten Lieferung und der vorliegenden mit der Tatsache, dass sie neben ihrer beruflichen Haupttätigkeit nur einen Teil ihrer Arbeitszeit einsetzen konnten – eine Aussage, die auf die Arbeitsbedingungen mancher Wissenschaftler in der Schweiz ein Licht wirft... Zudem hatten sie sich entschlossen, die letzten Fragen des Fragebogens (60-75) in einer einzigen Lieferung zu publizieren. Diese wurde natürlich viel umfangreicher als die üblichen (mit jeweils 16 Karten und durchschnittlich 124 Seiten Kommentar), umfasst sie doch nicht weniger als 28 Karten und 433 Seiten Kommentar mit weiteren 7 Karten im Text.

Die behandelten Themen sind nicht ohne Zusammenhang: An die Darstellung des für die Schweiz so bedeutungsvollen Vereinswesens schliessen sich ungezwungen die sportlichen Wettkämpfe und traditionellen Spiele wie Kegeln und Schwingen, dann die Kartenspiele, die Kinderspiele. Dazwischen werden lokale weltliche Feste, so die Abbayes, die Äplerfeste, die Kirchweihen, auch spezielle Frauenfeste und Frauenvorrechte dargestellt. Den gewichtigen Schluss bildet das Stichwort «Tanz» mit der Unterteilung in Tanztermine, Musikinstrumente, beliebteste Tänze, Urteile über das Tanzen.

Schon diese Aufzählung lässt den Reichtum an Gebotenen erahnen, aber auch die Schwierigkeiten, die sich bei der kartographischen Umsetzung einstellen mussten; man denke an ein so schwer zu fassendes Thema wie das Vereinswesen, an so komplexe Tatbestände wie bei den Musikinstrumenten oder den Kartenspielen. Da ergab es sich von selbst, dass umfangreiche Kommentare zu Hilfe genommen wurden, und dies mit bestem Erfolg. Mehrere haben sich zu eigentlichen Kompendien ausgewachsen, in denen weit über das seinerzeit explorierte Material hinaus einschlägige ältere Quellen und die Ergebnisse neuer und neuester Forschung eingearbeitet

wurden. In zahllosen Hinweisen und Anmerkungen wird so dem Benützer wertvollste Hilfe angeboten. Besondere rühmende Erwähnung verdient, was man bei der Kompetenz der drei Mitglieder von Arbeitsausschuss und Redaktion als selbstverständlich nimmt: die kluge Disposition des oft sperrigen Stoffes, die Akribie in der Verarbeitung, die sprachlich treffende Darbietung, bei den Karten der Sinn für das graphisch Machbare, auch der Schönheitssinn; Zeichner und Drucker verdienen in das Lob eingeschlossen zu werden.

Nachdem nun das Werk zu einem glücklichen Abschluss gelangt ist, sei an dieser Stelle ein kurzer Blick auf seine Entstehung und auf seine Bedeutung erlaubt. Die Anfänge seiner bewegten Geschichte hat Richard Weiss festgehalten.<sup>1</sup> 1934 entwarfen der damals bereits anerkannte Basler Volkskundeforscher Paul Geiger und der junge Richard Weiss, damals in Schiers, Graubünden, später Professor in Zürich, den Plan eines schweizerischen Atlas für Volkskunde, nachdem sie entscheidende Anregungen durch den im Entstehen begriffenen Atlas der deutschen Volkskunde und den Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz von Karl Jaberg und Jakob Jud erhalten hatten. In den Jahren 1937–1942 sammelten 8 Exploratoren, gestützt auf einen Fragebogen mit 150 Hauptfragen, in 414 Ortschaften der Schweiz das Material, das im Schweizerischen Institut für Volkskunde deponiert wurde. 1950 konnte unter dem Patronat der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde die erste Lieferung erscheinen. Ein schwerer Schlag für das Unternehmen war 1952 der Tod von Professor Paul Geiger, der in einer mehrjährigen Leidenszeit aufs tapferste am Atlas weitergearbeitet hatte. Richard Weiss gelang es, dank der Mitarbeit von Elsbeth Liebl und Walter Escher, das Werk weiterzuführen. Diese waren es dann, die nach dem jähen Hinschied von Richard Weiss – er wurde 1962 durch einen Bergunfall mitten aus seinem Wirken gerissen – von dem Werk das Schicksal eines Torsos abwendeten. Ihre Verdienste um den Atlas können gar nicht hoch genug geschätzt werden. 1965 trat als hochwillkommener Mitredaktor Arnold Niederer, der Nachfolger von Weiss auf dem Zürcher Lehrstuhl, dem Arbeitsausschuss bei. In jahrzehntelangen, von zähem Durchhaltewillen geprägten Bemühungen ist es dieser Arbeitsgemeinschaft und ihren Helfern und Beratern in linguistischen Fragen gelungen, dieses opus magnum der schweizerischen Volkskunde abzuschliessen. Statt der einst vorgesehenen 256 Karten und der etwa 1000 Seiten Kommentar umfasst es 292 Karten und 11 Karten im Text sowie 2417 Seiten Kommentar.

Der Atlas ist vor mehr als fünfzig Jahren konzipiert worden, unter wesentlich andern äussern Bedingungen und geistigen Voraussetzungen als den gegenwärtigen. Zweifellos ist er ein Standardwerk, insofern er über fast alle Ausprägungen der schweizerischen Volkskultur um 1940 erschöpfend Auskunft gibt.

Ist er aber nicht ein «bloss» historisches Dokument geworden? Nein! Er ist von Grund auf «modern»: Am Anfang steht die Erkenntnis von Geiger und Weiss, dass die rein historisch orientierte Volkskunde in neue Bahnen gelenkt werden muss. Es ist notwendig, nochmals «ad fontes zu gehen, d.h. zu sammeln, nicht in der Bibliothek, sondern bei den lebenden Menschen. Volkskunde nur auf Grund der archivalischen Quellen und der Literatur zu studieren ist ein Unding».<sup>2</sup> Dieser revolutionäre Gedanke ist heute allerdings Gemeingut.

Von Anbeginn modern war der Atlas auch durch die Auswahl der Fragen und die Art der Fragestellung. Neben Zuständen sollten womöglich Entwicklungen erfasst werden, neben Vergangendem werdendes. So liessen sich Strömungen nachweisen, die unmittelbar in die Gegenwart eingemündet sind. Noch in der letzten Lieferung wird das deutlich, etwa wenn neben den traditionsreichen Schützen-, Gesang- und Turnvereinen Ski- und Veloclubs oder wenn nebeneinander die alten Volksmusikanten und die aufkommenden Jazzformationen behandelt werden. Auch ein Thema wie «Frauenfeste» und «Frauenvorrechte» entbehrt nicht der Aktualität...

<sup>1</sup> Richard Weiss: Einführung in den Atlas der schweizerischen Volkskunde. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1950.

<sup>2</sup> Wie Anm. 1, S. 14.

Ob aber ein vor fünfzig Jahren begonnenes Werk nicht deshalb veraltet ist, weil es dem damaligen Zeitgeist allzu sehr verhaftet erscheint, mag eine kritische jüngere Forschergeneration fragen. War etwa der helvetische Nationalismus der dreissiger Jahre innerste Triebfeder? Wer die beiden Atlasbegründer und ihre nüchterne Sachlichkeit gekannt hat, weiss, dass ihnen Pathos ebenso fremd war wie sentimentale Heimattümelei; weiss aber auch, dass sie ihrem Heimatland in schamhafter Liebe zugetan waren. Und wenn sie in einer Zeit tödlicher Bedrohung durch die Mächte des Totalitarismus vom «Geist schweizerischer Selbstbehauptung»<sup>3</sup> durchdrungen waren – wer wird sie darob tadeln wollen?

Herzlicher Dank und hohe Achtung gebühren den Beginnern und den Vollendern des Atlas. Der schönste Dank wird der sein, wenn der ASV noch mehr als bisher als das erkannt und anerkannt wird, was er sein will: eine zuverlässige Grundlage für künftige Forschung. Ganz in diesem Sinn haben die unermüdlichen Herausgeber die Arbeit noch einmal aufgenommen, die Arbeit an einem Gesamtregister, damit ihr Werk desto besser als Forschungsinstrument dienen kann. Dieser Krönung einer Lebensarbeit darf man mit gespannter Freude entgegensehen. Eduard Strübin

FESTSCHRIFT FÜR LOUIS CARLEN ZUM 60. GEBURTSTAG. Hg. von Louis C. Morsak und Markus Escher. Zürich: Schulthess 1989. XX, 703 S., 33 Schwarzweiss-Abb., 1 Porträt.

Es sind nicht weniger als 42 Autoren, Schüler und Freunde des Jubilars zumeist, die sich in der vorliegenden opulenten Festschrift zusammenfanden, um wissenschaftliches Œuvre, akademische Wirksamkeit und wissenschaftsorganisatorische Tätigkeit eines Mannes zu würdigen, der wie kaum ein zweiter innerhalb der vergangenen Jahrzehnte dazu beigetragen hat, dass vor allem das fachübergreifende Gespräch in den rechtswissenschaftlichen Disziplinen und in den Nachbarfächern erhalten geblieben ist. Nicht nur Juristen, sondern auch Kirchen-, Sozial- und Wirtschaftshistoriker sowie Volkskundler haben allen Anlass, Louis Carlens Veröffentlichungen mit gespanntem Interesse zu verfolgen; nicht nur Monographien wie das «Recht der Hirten» (Innsbruck 1970) oder «Wallfahrt und Recht im Abendland» (Freiburg i.Ü. 1987) haben die gebührende Beachtung der nichtjuristischen Fachwelt gefunden, sondern vor allem die von dem Jubilar herausgegebenen Bände der «Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde» führen immer wieder Vertreter unterschiedlicher akademischer Fachrichtungen zusammen.

So weit gestreut wie die Interessen und wissenschaftlichen Arbeiten von Louis Carlen sind folgerichtig auch die Beiträge dieser Festschrift. Dies gilt schon hinsichtlich der räumlichen Dimension; die Verfasser kommen nicht nur aus Österreich und der Schweiz, den Ländern der akademischen Wirksamkeit Carlens, sondern auch aus Frankreich, Italien, Deutschland, Polen und Portugal. Die Vielfalt der Autoren korrespondiert mit der Vielfalt der behandelten Themen. Es finden sich biographische Skizzen bekannter und unbekannter Rechtsgelehrter, die in die wissenschaftlichen oder kulturpolitischen Auseinandersetzungen ihrer Zeit eingegriffen haben (Sebastian Jenull, Hans Dombois, Franz Klein, Albert Theodor Michel, Edmund Hardy und Jaques Chardonne), rechtssystematische Abhandlungen (z.B. über Vertragschluss durch Handschlag/*Musselli*, über Formen der Bodenleihe/*Palme*, über das Urteil und/oder Strafe im kanonischen Prozess/*Corecco*, über die Anwendbarkeit der *laesio enormis*/*Kalb* oder die Fortgeltung des Reichskonkordats von 1933/*Listl* ...).

Sehr speziellen Aufsätzen (z.B. über Jurogeschäfte von zwei Faktoren der Welser in Spanien/*Kellenbenz*, den Roland in Göttingen/*Kroeschell*, einen Meilenstein in Konin/*Maisel* oder über die mercatores personati in Freiburger Marktgründungsurkunden/*Köbler* ...) stehen systematische Abrisse gegenüber, welche den Charakter von Handbuchartikeln haben (Die Rechtsgrundlage des passiven Königswahlrech-

<sup>3</sup> Wie Anm. 1, S. 30.

tes/*Faussner*, Zur Entstehung des Übersiebnungsverfahrens/*Wakasone*, Kirche und Staat in der Schweiz/*Fuchs*, über den Kulturkampf in der Schweiz/*Andermatt* ...). Der volkscundliche Rezensent registriert mit grossem Interesse, dass in einer ganzen Reihe von Beiträgen Themen aufgegriffen werden, die auch für den Kulturhistoriker von grosser Bedeutung sind (z.B. Würfelzoll der Juden in Mittelalter und Früher Neuzeit/*Burmeister*, barocke Szepter der Universität Salzburg/*Putzer*, Charivari/*Bart*, die Grenzziehung/*Bühler-Reimann*, über Mischehenprobleme im schweizerischen 19. Jahrhundert/*Wiget* und über Emanzipation im frühneuzeitlichen Recht/*Flossmann*, über Schwyzer Landeswallfahrten/*von Weber*, Fastnachtskönigreiche/*Grass*, über mittelalterliche Bildtraditionen/*Kocher* und die Verurteilung von streitsüchtigen Eheleuten, im Gefängnis aus einer Schüssel und mit einem einzigen Löffel essen zu müssen/*Schott*).

Eine Festschrift wie die vorliegende kann sich nicht auszeichnen durch die umfassende Aufarbeitung eines bestimmten thematischen Sachverhaltes; ihr Vorzug liegt vielmehr in der Abwechslung, im Reiz auch der ungewöhnlichen Fragestellung (vgl. etwa *Louis Morsaks* Untersuchung zum mittelalterlichen Umweltbewusstsein), in Anregungen zu unterschiedlichsten Zugängen zu zentralen Rechtsfragen. Und in dieser Hinsicht wird man diesem stattlichen Band viele interessante Seiten abgewinnen können. Mit Nachdruck sei seine Lektüre nicht nur dem Fachjuristen (diesem natürlich auch!), sondern auch dem Angehörigen verwandter Disziplinen empfohlen.

Walter Hartinger

KWESI YANKAH: *The Proverb in the Context of Akan Rhetoric. A Theory of Proverb Praxis*. Bern: Peter Lang 1989. 313 S., 5 Schwarzweiss-Illustrationen, 2 Anhänge (Sprichwörterforschung, 12).

Kwesi Yankahs Studie zum Sprichwort in der Kultur und Sprache der Akan (Ghana) darf vorbehaltlos als eine Perle der Sprichwörterforschung bezeichnet werden. Das Sprichwort ist bis anhin mehrheitlich allein auf textueller und historischer Basis analysiert worden, und nur einige wenige Beiträge haben Inhalt und Struktur des Sprichwortes mit Bezug auf den eigentlichen *Sprichwortgebrauch* betrachtet. Yankah korrigiert dieses Defizit in der Parämiologie mit einer ethnographisch fundierten Analyse der Akan Sprichwortpraxis. Yankah ist sowohl Linguist wie Volkskundler, und seine theoretischen Allianzen finden sich hier in einer geglückten interdisziplinären Perspektive vereint. Austins Sprechakttheorie, Kenneth Burkes Beiträge zur Theorie der Rhetorik und die Performanz Ausrichtung der neueren amerikanischen Folkloristik bilden den theoretischen Hintergrund und bringen Yankah zum eigentlichen Ziel seiner Arbeit, einer Theorie der *Sprichwortpraxis*. Sprichwörter funktionieren so gut wie der oder die Sprichwortbenützer(in) sie lancieren, und Yankahs Theorie basiert dementsprechend auf kontextuell abgestützten Daten, die den kulturellen Hintergrund in seiner ganzen Dichte erfassen.

Die eigentliche Faszination dieses Werkes liegt in der Kombination von theoretischer Einsicht und ethnographischen Beobachtungen. Das Sprichwort in vielen westlichen Kulturen frönt sein bestes Dasein in Werbetexten, wenn es mündlich kursiert, so ist es oft satirisch abgewandelt. Letzteres findet sich auch unter den Akan (Kapitel 6), aber das Sprichwort ist eine weit wichtigere rhetorische Institution, die in manchen Gegenden in der Person des «Sprichwörthüters» gar greifbar wird. Nebst einem Exkurs in die generische Vielfalt des Akan Sprichwortes offeriert Yankah dem Leser 72 Situationen des Sprichwortgebrauches (Appendix A versammelt diese in der Originalsprache). Anhand dieser Situation wird die Sprichwortperformanz in geglückter wie auch missratener Form behandelt. Im Kapitel zum Sprichwortgebrauch im gerichtlichen Bereich (sowohl öffentliche wie Familiengerichte) gelingt es Yankah, die vereinfachten Beobachtungen westlicher Forscher (z.B. Messenger) zu vertiefen. Das Sprichwort ist hier eine Form der Argumentation, nicht ein Urteilspruch.

Yankahs Präsentation setzt in der Tat alles daran, die ethnographischen Daten vor westlicher Stereotypisierung zu retten. Westliche Forscher haben bis vor nicht allzu langer Zeit den Sprichwörterreichtum gewisser Kulturen mit einem analogen Mangel an intellektuellem Fortschritt gleichgesetzt. Sprichwörter wurden oft als «konservative» Genre eingestuft, und starke Anlehnung an solche «traditionelle» Weisheit signalisierte dementsprechend konservative, stagnierende Weltanschauungen. Doch die zentrale Rolle des Sprichwortes unter den Akan bezeugt das Gegenteil. Sprichwörter sind ein Produkt dynamischer Auseinandersetzung; sie bezeugen die verbale und intellektuelle Gewandtheit des Sprechers, und der Einfluss des Sprichwortes auf die Situation hängt nicht alleine vom Text, sondern von verschiedenen kontextuellen Faktoren ab. Auch die Institution des «Sprichwörthüters» ist nicht mit archaischen Gebräuchen verbunden. Stattdessen ist dies ein Symbol des erfinderischen Potentials innerhalb einer Sprichworttradition. Der Sprichwörthüter sammelt und bewahrt nämlich nicht die alten, sondern die neu erfundenen Sprichwörter. An einer langen Schnur bewahrt er Gegenstände auf, die ihn an die Situation erinnern sollen, wo ein neues Sprichwort erfunden wurde. Auf Anfrage kann er die ganze Situation in poetischer Kürze inklusive Sprichwort wiedergeben.

Sicherlich hat Kwesi Yankah selbst auch bereits ein neues Sprichwort erfunden, um die ärgerliche Vertauschung von S. 215 und S. 218 nicht zu vergessen, was die Qualität des Buches jedoch nicht vermindert.

Regina Bendix

KIRIN NARAYAN: *Storytellers, Saints and Scoundrels: Folk Narrative in Hindu Religious Teaching*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 1989. 284 S., 5 Schwarzweiss-Illustrationen, Bibliographie, Index.

Kirin Narayan, Professorin für Anthropologie an der University of Wisconsin in Madison, ist halb Inderin, halb Amerikanerin, eine Konstellation, die sich für ihre Arbeit bezahlt macht. In *Storytellers, Saints and Scoundrels* erzählt Narayan von Swamiji, einem Hindu Guru in Nasik, einer kleinen Berggemeinde in der Nähe von Bombay. Narayan kannte Swamiji bereits als kleines Mädchen, denn ihre Grossmutter wohnte in Nasik. Fasziniert von diesem quasi Heiligen, der trotz gesundheitlichen Beschwerden tagtäglich seine Türe für Hilfsbedürftige, für Erleuchtung Suchende und für Freunde öffnete, kehrte sie mehrmals als Studentin aus den USA nach Nasik zurück. Aus einem anfänglichen Interesse in Swamijis Lebensgeschichte entstand schliesslich die vorliegende Studie zu Swamiji, dem Geschichtenerzähler.

Narayans zentrales Interesse ist, wie der Untertitel besagt, die Rolle von Volkserzählung in religiösem Lehren. Zwar ist die Volkserzählforschung bestens mit dem Predigtmärlein, mit der Exemplum-Tradition und mit den biblischen Parabeln vertraut. Studien zu diesem Material sind gezwungenermassen auf textuelle Analysen beschränkt. Was Narayan Neues zu bieten hat, ist ein Schwerpunkt auf Performanz und Einblick in die Erzähltradition einer Religion, die der westlichen Erzählforschung weit weniger geläufig ist. Anstatt das ganze enorme Repertoire von Swamiji zu behandeln, legt Narayan nur acht Erzählungen vor. Jede Erzählung wird in ihrem ganzen Kontext wiedergegeben. Der Leser findet sich praktisch selbst in Swamijis bescheidenem Zimmer, an die Frauenwand gelehnt oder neben dem Barbier aus Nasik und dem Fabrikanten aus Bombay sitzend und gebannt Swamiji zuhörend, der – durch dicke Brillengläser blinzelnd und halb auf seinem Liegestuhl liegend – erzählt. Diese detaillierte Wiedergabe des Kontextes und der eigentlichen Performanz hat ihren Zweck. Es gelingt Narayan klar zu machen, wie ein Guru, ein religiöser «Mittelsmann», eigentlich vorgeht, um seine Geschichten anzubringen, und welchen Zweck Geschichten in unterschiedlichen Situationen erfüllen.

Swamiji schiebt seine Rolle als Lehrer hinduistischer Glaubensprinzipien selbst bescheiden beiseite; er betrachtet seinen Gebrauch von Parabeln, Sagen und Märchen als göttliche Eingebung. Seine narrative Intuition ist jedoch offenkundig. Nicht nur ist seine thematische Wahl stets passend. Es gelingt ihm auch, seine Zuhörer in

den Bann der Erzählung zu ziehen, sie der Geschichte fast einzuverleiben, indem er die Charaktere nach den im Raum Anwesenden benennt. So sieht sich eine Krankenschwester aus Frankreich plötzlich als Protagonistin in einer indischen Erzählung, und ein junger Inder, der Swamiji um Rat fragte, wird zum Hauptcharakter, der in der Geschichte eine metaphorische Antwort für sein Problem erhält.

Um die Frage nach Zweck oder Funktion noch vollständiger zu ergründen, hat Narayan auch die Kommentare von den jeweils anwesenden Zuhörern gesammelt. Es gelingt ihr hiermit, die Vielschichtigkeit der «Erzähl-Kommunikation» darzustellen. Die Meinungen und Interpretationen der Zuhörer unterscheiden sich nämlich. So ist für den einen die Geschichte über den weisen Minister blosser Unterhaltung, für den andern ist sie eine hinduistische Erleuchtung, für wieder einen andern persönliche Psychotherapie. Etliche von Swamijis Zuhörern kommen aus westlichen Ländern, auf der Suche nach östlicher Weisheit, und Narayan zeigt eindringlich, wie Swamijis Repertoire dieser Zuhörerschaft entgegenkommt. So hat sie z.B. bemerkt, dass Swamijis Erzählungen über falsche, geldgierige Gurus (die ja auch dem Schweizer Leser bekannt sind...) zahlreicher geworden sind.

Narayan bearbeitet aber nicht nur diese Performanz-Aspekte. Für jede Erzählung hat sie vergleichendes Material zusammengetragen, sowohl aus mündlicher wie schriftlicher Literatur. Zusätzlich zu einer dem Kontext entsprechenden Interpretation analysiert sie auch den Text an sich und in bezug auf Swamijis Biographie. Eines der einführenden Kapitel, das die Rolle des *Sadhu* («Heiliger», «Entsagender») im indischen Kastensystem aus kultureller und historischer Sicht behandelt, ist besonders wertvoll, um die darauffolgenden Textinterpretationen zu verstehen.

*Storytellers, Saints and Scoundrels* ist in jeder Hinsicht ein lesenswertes Buch. Nebst der analytischen Vielfalt bietet die Studie auch ein Lesevergnügen. Gemäss der in den letzten Jahren erprobten literarischen Tendenz in der «humanistischen» amerikanischen Kulturanthropologie schrieb Narayan hier nicht ein vordergründig akademisches Werk (obwohl es akademischen Ansprüchen völlig entspricht), sondern eine Art von anthropologischem Bildungsroman, in welchem sie selbst, die Ethnologin, als Charakter figuriert.

Regina Bendix

ARNOLD BÜCHLI: Mythologische Landeskunde von Graubünden. Ein Bergvolk erzählt. Herausgegeben vom Staatsarchiv Graubünden und von Ursula Brunold-Bigler, unter Mitwirkung der Walservereinigung Graubünden, der Lia Rumantscha und der Pro Grigioni Italiano. Disentis: Desertina Verlag 1989.

Band I: Fünf Dörfer, Herrschaft, Prättigau, Davos, Schanfigg, Chur. Zweite, erw. Auflage mit einer Einleitung von Ursula Brunold-Bigler. 976 S., 181 Abbildungen.

Band II: Die Täler am Vorderrhein und Imboden. Dritte erw. Auflage mit einem Nachwort von Ursula Brunold-Bigler. 950 S., 300 Abbildungen.

Vier Bände mit über 3000 Seiten wird die Neuedition von Arnold Büchli «Mythologischer Landeskunde von Graubünden» inklusive Einführungs- und Registerband dereinst umfassen – eine nahezu lückenlose Dokumentation bündnerischer Erzähltradition, die der Forscher in langjähriger Feldforschungstätigkeit zusammenzutrug. Wissenschaftlich erschlossen und gemäss neusten Erkenntnissen kritisch verortet wird das wertvolle Material durch die Erzählforscherin *Ursula Brunold-Bigler*.

*Arnold Büchli* (1885 – 1970), studierter Theologe, Altphilologe und Germanist, Aargauischer Bezirksschullehrer und bis 1942 Bezirksschulrektor, begann in den dreissiger Jahren mit systematischen Aufzeichnungen mündlichen Erzählgutes (vorab Sagen, aber auch Märchen, Legenden, Schwänke, Rätsel, Sprichwörter, Gebete, Lieder, Grussformeln, Bauern- und Wetterregeln, volksmedizinische Praktiken und Brauchschilderungen). Mit ungewöhnlich hohen Ansprüchen an die Authentizität und Detailtreue der schriftlich fixierten Erzählfolge und der absolut korrekten Notierung lokaler Mundarten verbrachte Büchli 25 Jahre immer intensiver werdender

Feldforschungstätigkeit in sämtlichen Talschaften und allen Sprachregionen Graubündens. Der Forscher deutscher Muttersprache erlernte, um eigens in allen Talschaften Aufzeichnungen machen zu können, Italienisch sowie die unterschiedlichen romanischen Idiome. Büchli, der lange Jahre um die Anerkennung seiner ungewöhnlichen Leistungen durch Volkskunde und Linguistik zu kämpfen hatte, darf als Pionier schweizerischer Feldforschung bezeichnet werden.

Beseelt vom Gedanken, in der Volkserzählung letzte Reste urhaften Daseins, unverdorbener Kreativität und Sprachvermögens zu finden und kurz vor der Zerstörung durch die eindringende Moderne zu dokumentieren, suchte Büchli in sämtlichen Gemeinden Graubündens über 1000 Erzähler und Erzählerinnen auf, deren Geschichten er «mit menschenmöglicher Genauigkeit den Gewährsleuten vom Mund weg nachgeschrieben hat». Dazu diente entsprechend den technischen Möglichkeiten ein kleines Ringbüchlein, in das Büchli in eigener Kursive seine Notizen machte. Die Eintragungen überprüfte er laufend, fragte wieder und wieder nach bestimmten Ausdrücken, überarbeitete gemeinsam mit seinen Informanten die mundartlichen Fassungen, hat sie «gefragt und geplagt» und mitunter auf harte Geduldsproben gestellt. Intensive Beziehungen zwischen Büchli und der einheimischen Bevölkerung kamen zustande. Ist es die wortgetreue Wiedergabe des Erzählgutes und die systematische Aufzeichnung lokaler Mundarten, die Büchlis Daten zu einem verlässlichen Inventar bündnerischer Erzähltradition und Dialektformen machen, so sind es diese mit in die Dokumentation einbezogenen Beziehungen zu den Informanten, deren Lebensumstände und -geschichten, die Büchlis Sammlung auch zu einer ergiebigen volkskundlichen Quelle machen.

Durch den konsequenten Einbezug der Erzählerpersönlichkeit in die Darstellung des Erzählgutes verwirklichte Büchli als erster Sagenforscher einen sehr fortschrittlichen und heute noch gültigen Forschungsansatz. Zudem gelingt es ihm, dank seiner literarischen Fähigkeiten einen roten Faden in die Tausenden von Erzählungen zu bringen. Er wandert von Dorf zu Dorf, schildert seine ersten Kontaktnahmen mit den Erzählern, seine über Jahrzehnte sich wiederholenden Besuche und hält auch mit seinen Empfindungen nicht hinter dem Berge, wenn er etwa seine «genussvolle Trunkenheit» nach einem erfolgreichen Erzählnachmittag erwähnt. Unverhohlene Bewunderung dringt durch die ausführliche Charakterisierung etwa einer Lugnezer Gastwirtin oder eines Maladerser Bauern. Büchli suchte im Gebirgsland die Volksseele, das Menschliche, das Echte, das ihm im Flachland fehlte, etwas, worunter Büchli persönlich litt. Selber in ärmlichen mittelländischen Verhältnissen in Lenzburg aufgewachsen und in seiner Kindheit konfrontiert mit Alkoholismus und Not, war er trotz seiner immensen Arbeit ein Zögerer, der periodisch sein ganzes Werk in Frage stellte, was seinen St. Galler Mäzen Grossenbacher-Güntzel veranlasste, das Material zum ersten Band auf Mikrofilm zu sichern, um es vor der Depression des Forschers zu schützen.

Büchlis «Mythologische Landeskunde» ist reich versehen mit erläuternden sprachlichen Kommentaren und Querverweisen. Diese stehen als Randbemerkungen ebenso wie Literaturhinweise, historische Belege von Sageninhalten, Hinweise auf historische Zusammenhänge und kunsthistorische Erläuterungen aus Pöschls «Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden». Dringt durch diese Kommentare auch häufiger Büchlis schulmeisterliche Strenge, bzw. sein erzieherischer Tonfall, füllen sie doch in sinnvoller Weise Informationslücken des Lesers zu den bündnerischen Lebensbedingungen in vorindustrieller Zeit.

1958 erschien die erste Auflage von Büchlis «Mythologischer Landeskunde», umfassend die Gebiete: Fünf Dörfer, Herrschaft, Prättigau, Davos, Schanfigg und Chur. Die sehr kleine Auflage war sofort vergriffen und seither nicht mehr erhältlich. Band II über die Täler am Vorderrhein erschien erstmals 1966, wurde 1970 zum zweitenmal aufgelegt und ist seit vielen Jahren ein antiquarisch gesuchtes Buch. Seit Büchlis Tod wird sein Nachlass im Bündner Staatsarchiv verwahrt. Im Zuge der Neu-edition sind bisher die ersten zwei Bände in überarbeiteter Form neu aufgelegt worden. Band I (Juni 1989) umfasst die in der ersten Auflage publizierten Materialien im

originalen Wortlaut, vervollständigt durch kleinere Einschübe. Eine massive Ergänzung bedeutet der zweihundertseitige Anhang, der neu entdeckte Texte aus besagtem Mikrofilm enthält. In der Einleitung zum ersten Band der Neuedition ebnet Ursula Brunold-Bigler kompetent den Weg zu einem neuen Verständnis von Büchlis Werk. Sie verweist auf die (nunmehr geschlossenen) Textlücken der Erstauflage, Erzählungen, die Büchli als mit seinem Sagenverständnis und seinen Moralvorstellungen nicht vereinbar eliminierte. Als wichtige Quelle fungiert hier der sorgfältig bearbeitete Briefwechsel zwischen dem Forscher und seinem st. gallischen Gönner. Band II (Oktober 1989) erfährt eine geographische Neuabgrenzung des Untersuchungsgebietes; er folgt zwar lückenlos der Erstauflage, wird aber um die Aufzeichnungen aus zwei Gemeinden ergänzt. Im Nachwort kommentiert die Bearbeiterin kurz Büchlis heute überholten theoretischen Annahmen, vorab seine Suche nach alträtischen Relikten und Naturkulten in der Sage.

Band III (erscheint September 1990) wird bisher unedierte Material aus dem Domleschg, den Hinterrheintälern, dem Albulatal, Engadin, Val Müstair und aus Italienisch-Bünden beinhalten. In allen drei Bänden wurden sämtliche Lebensdaten der Informanten gemäss Zivilstandsregister überprüft sowie einzelne Photoreproduktionen ersetzt.

Als letztes (April 1991) wird der von Ursula Brunold-Bigler erarbeitete Einführungs- und Registerband erscheinen, der die reichen Quellen aus Büchlis Lebenswerk erschliesst und wissenschaftstheoretisch verortet. Eine abschliessende Würdigung der Neuedition kann sicher erst nach Vorliegen aller vier Bände erfolgen. Trotzdem darf festgehalten werden, dass mit diesem für Graubünden zur Zeit wohl grössten Buchprojekt ein sehr populärer Lesestoff einem breiten Publikum zugänglich gemacht wird.

Marianne Fischbacher

FÜNF KOMÖDIEN DES 16. JAHRHUNDERTS. Mit Erläuterungen, biobibliographischem Kommentar und je einem sprach- und literaturgeschichtlichen Essay hg. v. Walter Haas und Martin Stern in Zusammenarbeit mit Robert Schläpfer und Hans Wuhrmann. Bern: Haupt 1989. 552 S., Ill. (Schweizer Texte, 10).

«Das neuere Schauspiel begann in der Schweiz und wurde dort als wirkliches Volksschauspiel das ganze (16.) Jahrhundert hindurch auf das Eifrigste gepflegt», heisst es in Karl Goedeke's «Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung» (21886). Zumal in den Städten erreichte diese Gattung dank ihres halb-mündlichen Charakters auch die überwiegend analphabetischen unteren Bevölkerungsschichten. Die Spiele wurden von Bürgern (Laien) agiert und einem breiten Publikum zu festlichen Gelegenheiten dargeboten; aus Chroniken und autobiographischen Zeugnissen (z.B. von Felix Platter) kann man die Bedeutung solcher Spektakel im öffentlichen Leben ansatzweise ersehen. Die Schauspiele verfolgten neben der Belustigung recht deutlich volkserzieherische Absichten: Aufklärung und Beeinflussung in religiösen, gesellschaftlichen und politischen Belangen, sittliche Disziplinierung und innenpolitische Integration.

Von den rund 100 erhaltenen schweizerischen Schauspieltexten dieser Epoche sind heute nur einzelne in neueren Ausgaben käuflich. Um die Quellenlage zu verbessern, werden hier fünf «Komödien» (nach damaligem Sprachgebrauch alles, «was lustig, d.h. lustbringend zu lesen, besonders aber zu spielen und anzusehen war», S. 529) sorgfältig herausgegeben. Als Rezipienten sind in erster Linie Studierende der Germanistik anvisiert, doch auch Zunftfremde können die Stücke mit Gewinn lesen. Das Verstehen der alten Texte, die ganz bewusst nicht «geglättet» oder ins Neuhochdeutsche übertragen wurden, bereitet anfangs vielleicht etwas Schwierigkeiten; Ähnlichkeiten mit der heutigen Mundart helfen aber über manche Hürde hinweg, und die sprachlichen Anmerkungen der Herausgeber (Fussnoten im Editionsteil) tun ein übriges. – Nach chronologischer Ordnung steht an erster Stelle das anonyme «*Luzerner Spiel vom Klugen Knecht*», herausgegeben nach der Handschrift von Hans Wuhr-

mann. Es handelt sich um ein vom Anfang des 16. Jahrhunderts stammendes Fastnachtsspiel, das auf verschiedenen schwankhaften Motiven der populären Erzähltradition beruht. – Hans Salats «*Verlorener Sohn*», Faksimile des Erstdruckes von 1537, Anmerkungen von Robert Schläpfer) repräsentiert den Typus des im Gefolge der Reformation so beliebt gewordenen Bibeldramas und greift eine besonders häufig und vor allem von Protestanten gestaltete Parabel auf. Die «Dramatisierung» des altgläubigen Innerschweizers Salat, der als Handwerker, Reisläufer, Gerichtsschreiber und Chronist ein unruhiges Leben führte, ist, selbst im Vergleich mit zeitgenössischen Mustern, etwas langatmig, über weite Strecken predigthaf und moralisierend geraten. Hier wird greifbar, dass die Dramatik der frühen Neuzeit anderen als den Regeln klassischer Theaterkunst gehorchte und nach eigenen Massstäben der Beurteilung verlangt. – Bloss 15 Seiten umfassen «*Die missratenen Söhne*» von Zacharias Bletz (nach der Handschrift herausgegeben von Hans Wuhrmann). Dieses Stück war als abgeschlossene Episode in ein grösseres Fastnachtspiel desselben Autors eingefügt und 1546 von ihm selbst in Luzern inszeniert worden. Die missratenen, weil zu wenig streng erzogenen Söhne – ein Trinker, ein Spieler, ein Buhler – streiten sich, welcher denn nun noch der beste sei; der Richter entscheidet für den ersten. – Auch im «*Weinspiel*» des Berners Hans Rudolf Manuel (von Walter Haas nach dem Erstdruck von 1548 herausgegeben und kommentiert) geht es um rechten Lebenswandel, speziell um die Kritik an der Völlerei – die Popularität dieses Themas in der Literatur des 16. Jahrhunderts ist augenfällig. Manuel lässt detailreich, amüsant und in bildhafter Sprache damaliges Wirtshausleben lebendig werden. In einer sorgfältig ausgearbeiteten Gerichtsszene wird der personifizierte Wein von den ehrverletzenden Beschuldigungen der Trinker freigesprochen: Nicht er, sondern sie durch ihre Masslosigkeit sind schuld, wenn der Alkohol schädliche Wirkungen zeitigt. – Das letzte und späteste Stück der Auswahl, die «*Comedia von zwei jungen Eheleuten*», stammt vom Schaffhauser Maler Tobias Stimmer (um 1580, hier nach der ersten Druckausgabe von 1891, mit Anmerkungen von Martin Stern). Sie nähert sich am weitesten den klassischen Vorstellungen einer «*Komödie*» an; die sonst üblichen diskursiv-lehrhaften Passagen fehlen. Die straff gebaute, heitere Geschichte ist aus bekannten, aber reizvoll neu akzentuierten Motiven komponiert: Die Ehefrau sehnt sich in Abwesenheit ihres Mannes nach einem Buhlen, gerät aber an den Falschen; ungewöhnlich veröhnlich dann der Schluss: Der zurückgekehrte Mann verzeiht.

Der Kommentar beschränkt sich je Stück auf wenige Seiten und geht kurz auf Forschung, Entstehung und Überlieferung ein. Walter Haas stellt in einem Beitrag «Zur Sprache» (S. 493–512) anregende Beobachtungen zum historischen Verhältnis von lokalen Dialekten und überregional-eidgenössischer Schreibsprache an. Inhaltliche und interpretatorische Fragen bleiben, bis auf den abschliessenden Essay von Martin Stern («Zur Aussage und Form», S. 513–544), ausgeklammert.

Die Texte sind der Aufmerksamkeit wert – heute wie damals nicht allein um der Belustigung willen. Sie geben Einblick in alltägliche Denk- und Lebensweisen jener Zeit, sie lehren eine kräftige, an sprichwörtlichen Redensarten reiche Sprache, sie führen einen Vermittlungsversuch bürgerlicher Werte und Normen vor Augen und lassen nach Urhebern, Adressaten und Erfolg der Botschaft fragen. Auffallend ist auch das nationale Selbstbewusstsein, das sich hier im Drama, wie im zeitgenössischen historischen Lied, zu Wort meldet.

Katharina Biegger

SPRACHATLAS DER DEUTSCHEN SCHWEIZ: Bd. VI: WORTGEOGRAPHIE III: UMWELT. Bearbeitet von Walter Haas, Doris Handschuh, Rudolf Trüb sowie Rolf Börlin, Hansueli Müller, Christian Schmid-Cadalbert. Bern: Francke Verlag 1988. 263 Kartenblätter, dazu (unpag.) Vorwort, Sach- und Volkskunderegister, Grammatikregister, Wortregister.

Der umfangreiche 6. Band dieses methodisch wegleitenden wissenschaftlichen Grundlagenwerkes «Sprachatlas der deutschen Schweiz» (SDS) behandelt die Sach-

gebiete 1. Gestirne und Zeit, 2. Wetter, 3. Gelände und Nutzböden, 4. Ort und Art (Ort- und Richtungsadverbien), 5. Blumen und Bäume, 6. Beeren und Obst, 7. Gemüse, 8. Freilebende Tiere. Er schliesst an den hier seinerzeit von Hans Trümpy (SAVk 81 [1985], 101f.) besprochenen Band V an, der den Themen «Menschliche Gemeinschaft», «Kleidung» und «Nahrung» gewidmet war.

Aus den Wortkarten, auf denen die sprachlichen Daten von 573 Belegorten in der deutschen Schweiz und den angrenzenden Walsersiedlungen in Oberitalien und im Tessin typisierend in ein System von figürlichen Zeichen und Beizeichen übertragen sind, und aus den Wortlisten mit detaillierteren Angaben lassen sich besonders mit Bezug auf die Blumen- und Kleintiernamen mittelbar Schlüsse auf die volkstümliche Anschauungsweise und Bildphantasie ziehen und für die Ziele der geisteswissenschaftlichen Volkskunde nutzbar machen (Bub, Herrgott, Katze, Kuh, Margarete, Maria, Muttergottes, Ross, Teufel usw. in Pflanzen- bzw. Tiernamen). Da der Sprachatlas das Schwergewicht auf die sprachliche Form legt und nicht – wie der Atlas der schweizerischen Volkskunde (ASV) – auf die Funktion und Bedeutung der Phänomene, wurde bei den Pflanzen nicht nach deren besonderen Eigenschaften und nicht nach ihrer Anwendung in der Volksmedizin gefragt. Für das Marienkäferchen (Karte 227), bei welchem über 30 Benennungsmotive (Herrgott, Himmel, Maria, Martin, Muttergottes usw.) in zahlreichen Varianten genannt werden, sind aufgrund von Spontanäusserungen der Gewährsleute auch eine Anzahl Sprüche verzeichnet, die Kinder hersagen, wenn sie einen solchen Käfer entdecken. Die vom SDS nur für den Walsertort Macugnaga belegte Bezeichnung «Armu Siiela» (Arme Seele) für den Nachtfalter (Karte 238) verweist auf den ehemals verbreiteten Glauben, wonach Nachtfalter nichts anderes als Arme Seelen seien, die keine Ruhe finden können (vgl. SAVk 30 [1930], 102).

Von besonderem Interesse für den Volkskundler sind die Karten 76 über den Begriff Alp als Ort des hochsommerlichen Weidgangs, Karte 77 über das Maiensäss als Ort des vor- und nachsommerlichen Weidgangs und Karte 78 über die Stufen der Alp, da entsprechende Karten im Atlas der schweizerischen Volkskunde (ASV) fehlen. Letztere enthält ausschliesslich Karten über das Alppersonal (Anzahl, Benennung, Herkunft). Auch die Karten 134–137 des SDS über das Sammeln und Heim-schaffen von dürrer Laub als Viehstreu oder für Betten haben keine Entsprechung im ASV. Dasselbe gilt auch für das Knabenspiel des Feuerbohrens («Nebel heile», «Tüüfel heile») mit Beschreibung auf Karte 54.

Sach- und rechtskundlich instruktiv sind die Karten 82 «Bergheuwiese», 83 «Allmend» und 84 «Allmendanteil» sowie die Textseite 94 mit grundsätzlichen Angaben zum Gemeinbesitz an Land und Wald als Ergänzung zu den Karten I, 95–98 (Grundbesitz der Gemeinde) des ASV. Auf der Textseite 94 des SDS finden sich ausserdem anschauliche Beispiele zu den sachlichen und rechtlichen Verhältnissen mit Bezug auf den Gemeinbesitz in einzelnen, ausgewählten Gemeinden. Solch detaillierte Angaben waren vom Frageplan her nicht gefordert, wurden jedoch als Spontanaussagen der Gewährsleute von den Exploratoren in längeren Gesprächsnotizen festgehalten.

Es liegt im Wesen der Sprachatlanten, synchronistisch zu arbeiten, d.h. Gleichzeitiges gewissermassen als Momentaufnahme zusammenzustellen. Zur Verfolgung der geschichtlichen Entwicklung des dialektalen Wortschatzes dient dem Forscher ein anderes sprachwissenschaftliches Grundlagenwerk, nämlich das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, «Schweizerisches Idiotikon», auf welches in den Legenden des SDS konsequent verwiesen wird. Im «Idiotikon» findet man nicht nur die heute im Schweizerdeutschen gebräuchlichen Wörter, sondern auch deren frühere Formen und Bedeutungen.

Der Sprachatlas der deutschen Schweiz und das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache machen zusammen mit Hunderten von Monographien über einzelne dialektale Probleme und Sachbereiche die Schweiz zur wissenschaftlich wohl besterschlossenen Sprachlandschaft innerhalb der gesamten deutschen Sprachwelt.

Arnold Niederer

CLAUDE MACHEREL / JEAN STEINAUER: *L'État de Ciel. Portrait de ville avec rite. La Fête-Dieu de Fribourg* (Suisse). Fribourg: Méandre Editions 1989. 324 S., Abb.

Die beiden in Freiburg aufgewachsenen, aber später in Frankreich wirkenden Autoren, der Ethnologe Claude Macherel und der Historiker und Journalist Jean Steinauer, haben sich zum Ziel gesetzt, die Fronleichnamsprozession von Freiburg, so wie sie bis zu den Neuerungen im Sinne der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils durchgeführt wurde, im «présent ethnographique» als Totalphänomen im Sinne von Marcel Mauss zu beschreiben und zu analysieren. So entstand eine minuziöse und zugleich umfassende Darstellung der sich aus 90 unterschiedlichen Gruppen zusammensetzenden feierlichen Prozession. Nicht vergessen wurden die umfangreichen Vorbereitungen, die von den Ordensschwestern der verschiedenen Freiburger Frauenklöster und von den Müttern und Schwestern der jugendlichen, oft kostümierten Teilnehmer geleistet wurden. Wo immer von den einzelnen teilnehmenden Gruppen die Rede ist, erhält der Leser Einblick in deren Geschichte, deren sozial und kulturelle Bedeutung sowie in deren Alltag, so dass ein facettenreiches Bild der religiösen und klerikalen Kultur der Stadt entsteht. Eine traditionelle Arbeitsteilung weist jedem – jung und alt, Mann und Frau – seine Rolle und Funktion sowohl bei den Vorbereitungen wie bei der Prozession zu, deren Ordnung fast paramilitärisch vorgeschrieben ist und deren Ablauf und Tempo durch die Mitglieder eines dafür bestimmten, mit der nötigen Autorität ausgestatteten Komitees geregelt werden. Die meisten teilnehmenden Gruppen und Persönlichkeiten (Kindergarten- und Volksschüler, Mittelschüler des Kollegiums St. Michael, Studentenverbindungen mit ihren Bannern, Ordens- und Weltgeistliche, eine Gruppe ehemaliger Papstgardisten mit ihren Hellebarden und rauchfassschwingende und blumenstreuende Buben) gehen vor dem Allerheiligsten, das vom Bischof unter dem Baldachin getragen wird. Neben dem Baldachin gehen die Mitglieder der Bruderschaft vom Heiligsten Altarsakrament, hinter dem Baldachin folgen die Mitglieder der kantonalen und städtischen Behörden in corpore sowie die Professoren der Universität. Die verschiedenen Musikcorps der Stadt (einschliesslich der sozialistischen Arbeitermusik) sind in die verschiedenen Abschnitte der Prozession integriert. Den Schluss bildet ein Militärdetachement. Je bedeutender und würdiger eine Gruppe oder eine Persönlichkeit nach der Meinung der geistlichen Veranstalter ist, desto näher ist ihr Platz unmittelbar vor oder nach dem Altarsakrament. Die Zahl der Teilnehmer schwankt zwischen 5000 und 6000, das «Volk» geht nicht wie in anderen Städten mit, sondern bildet eine schweigende Kulisse von schätzungsweise 20 000 Menschen.

Das letzte Kapitel des Buches schildert und analysiert unter dem Titel «Cassures» die seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, also in den letzten zwanzig Jahren, im Rahmen der Liturgiereform erfolgten Veränderungen bei der Gestaltung der Freiburger Fronleichnamfeier. Es gibt nun anstelle des Pontifikalamtes in der Kathedrale eine Eucharistiefeier auf wechselndem öffentlichem Platz (zur Zeit auf dem Gelände der Universität). Durch die öffentliche Messfeier wird der ursprüngliche Sinn des Fronleichnamfestes, die Erinnerung an die Einsetzung des heiligen Altarsakraments, hervorgehoben. Die sich an die Messfeier anschliessende, gegenüber früher verkürzte Prozession gilt nicht mehr als die Hauptsache der Feier, sondern gewissermassen als ihr Nachspiel. Sie zählt jetzt nur noch rund 3000 Teilnehmer, da gewisse Organisationen, die das Rückgrat des Umzuges gebildet hatten, daran nicht mehr teilnehmen. Die Kantons-, Gemeinde- und Justizbehörden erscheinen nicht mehr wie früher in corpore, das militärische Detachement ist verschwunden, nur ein Polizeicorps in historischer Uniform eröffnet noch den mittleren Abschnitt der Prozession. Gemäss dem Darstellungsprinzip, wonach die Fronleichnamsprozession ein Spiegel der jeweiligen Gesellschaft sei, wird auch die Vereinfachung des Freiburger Festritus in die durch raschen Wandel geprägte Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Stadt mit ihren politischen Dimensionen eingebettet.

Das alle Feinheiten der französischen Sprache ausnützende, glänzend geschriebene Buch von Macherel und Steinauer kann mit Fug und Recht als ein kaum zu überbietendes Muster von analytischer Durchdringung und synthetischer Kraft bezeichnet werden.

Arnold Niederer

ALOIS SENTI: Anekdoten, Schwänke und Witze aus dem Sarganserland. Mels: Sarganserländer Verlag 1988. 451 S.

Mit den «Anekdoten» führt und entführt der Sarganserländer Alois Senti den Leser abermals in die heitere Gesprächs- und Überlieferungskultur des St. Galler Oberlandes. Die neue Sammlung setzt die 20 Jahre zuvor veröffentlichten «Sarganserländer Stüggli» (1968) fort, ist aber mehr als nur ein Supplement dazu: Sie dokumentiert den gesamten lebendigen Bestand schwankhaft-komischen Erzählguts dieser Region.

Der Band beherbergt 1541 «Stüggli», «Müschterli», «Witz» und «Sprüch», wie die Schwänke im Sarganserländer Idiom heissen. Schildbürgereien und Ortsneckereien, lokal einverlebte Wanderanekdoten und Ostfriesenwitze, Übernamenätiologien, historische und zeitgenössische Spottreden über Dorforiginale oder über menschliche Gebrechen und charakterliche Schwächen sowie komische Vorfälle aus dem familiären und gesellschaftlichen Alltagsleben sind hier versammelt, zu verschiedenen grossen Gruppen nach Themen und Sachgebieten geordnet (in der Tat nicht immer zufriedenstellend und überzeugend, wie der Herausgeber selbst einräumt).

Die heiteren Geschichten der Sarganserländer zeichnen sich durch Kürze und Unauffälligkeit aus. Nicht die klassischen, sprachlich elaborierten Schwänke und Anekdoten dominieren, sondern die unspektakulär pointierten, sprachlich knappen, oft beiläufig und am Rande von Alltagsgesprächen ausgetauschten Redesequenzen (Scherzreden, Foppereien, imitierte Redezitate usw.). Sie sind für das Sarganserland charakteristisch, und sie sind nur durch einfügsames und ausdauerndes Hinhören während «natürlicher» (d.i. nicht explorativ «hergestellter»!) Gesprächs oder Erzählsituationen erfahrbar. Ihre Aufnahme in die Sammlung verleiht dem Kompendium den Rang eines unverzerrten Anekdoten- und Schwänkespiegels.

Die Textwiedergabe erfolgt selbstredend in Dialekt. Um allen Rezipienten das Einlesen und Einhören in die Dialektstücke zu erleichtern und die Liste der Wortklärungen zielstrebig benutzen lassen zu können, hat Senti das Gehörte in Flumser Mundart verschriftlicht. Auch übernommene, bereits gedruckte Geschichten wurden diesem Verfahren unterzogen (vgl. z.B. die Nr. 24 und die gemischtsprachliche Quelle in SAVk 28 [1928], 335 «Ein sonderbares Schwein»). Die Transkriptionen erweisen sich so als nur bedingt authentisch. Bei schwer verstehbaren Erzählpointen hilft der erläuternde und mit Beispielvarianten aufwartende Quellen- und Anmerkungsapparat weiter. Das Vorwort, das zügig Wissen über die Kantonsgeschichte und die Tradierungshintergründe der Erzählungen vermittelt, hält zudem Anleitungen zur Leseweise der Texte bereit.

Zum Profil der Textedition Sentis gehören die mitpublizierten Illustrationen aus Kalendern, Zeitungen und Heimatbüchern, komische Inserate und Bekanntmachungen, fastnächtliche Scherzschriften, historische Stiche und lustige Liedertexte usw. Damit demonstriert der Erzählsammler sinnfällig, dass die mündliche Überlieferung in Themen und Stilen auch im Sarganserland durch die regionalen Druckmedien gestützt und gespeist wird. Andere Parallelquellen bilden populär gewordene Erzählsammlungen (Rücklaufeffekt!) sowie aus jüngerer Zeit Funk- und Fernsehereignisse, die mit der Region zu tun haben (vgl. z.B. die Geschichten und Anmerkungen der Nr. 1170, die von Reaktionen auf eine Fernsehsendung handelt, und der Nr. 1443, in der es um einen durch Radio Gonzen ausgelösten Dialektstreit geht).

Bei jeder authentischen Erzähledition versteht sich die Nennung der Gewährsleute. Auch bei Senti ist das selbstverständlich. Aus vermutlich verantwortungsethi-

schen Gründen hält er sich mit detaillierter Information allerdings zurück (Nachwirkungen der bedenkenswerten Hinweise Paul Huggers während der Sagen-Rezension in SAVk 72 [1976], 205); ausser Namen und Wohn- bzw. Herkunftsort lässt er nur selten Näheres über sie verlauten. Für die Erzählforschung ist das bedauerlich. Doch mehr noch schmälert das Fehlen von genauen Erhebungsdaten (Zeit, Ort, Situationskontext usw.) den wissenschaftlichen Gebrauchswert der Sammlung. Wie wesentlich gerade diese Daten zum Verständnis und zur Analyse regionaler Erzählkultur sind, weiss gerade Senti zur Genüge (so z.B., wenn er im theoretischen Teil über Wandel und Funktionen von Erzählern und Erzählungen spricht).

Vielleicht bereitet Senti schon – als Summe und Krönung seines dokumentarhistorischen Schaffens – eine Edition vor, die dem Prinzip der «ganzheitlichen Darstellung» verpflichtet ist und einige vollständig transkribierte Gesprächs- bzw. Erzählverläufe mit allen erreichbaren Umstands- und Hintergrunddaten enthält. Herr Alois Senti, der in diesem Jahr sein 60. Geburtstagsjubiläum begeht, sei zu dieser Unternehmung dringlichst ermuntert.

Erika Lindig

BARBARA CZERANOWSKI: Das bäuerliche Altenteil in Holstein, Lauenburg und Angeln 1650–1850. Eine Studie anhand archivalischer und literarischer Quellen. Neumünster: Wachholtz 1988. 255 S., 5 Abb. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 20).

Dass gewisse Themen – niemand weiss recht warum – zu bestimmten Zeiten sich besonderer Popularität unter Wissenschaftlern erfreuen, ist ein immer wieder zu beobachtendes Phänomen. Im letzten Jahrzehnt war eines dieser Themen zweifellos das Alter. Waren auch Rudolf Schendas gewichtige Arbeiten über die «alten Leute» – neben manchem anderen – schon in den 70er Jahren erschienen, so häuften sich vor allem in den späten 80er Jahren einschlägige Publikationen – Peter Borscheids grundlegende «Geschichte des Alters», Arthur E. Imhofs zahlreiche, um das Alter kreisende Veröffentlichungen, die einschlägigen Referate und Aufsätze des Zürcher SIEF-Kongresses «Der Lebenszyklus» u.v.a.m.<sup>1</sup> Im breiten Strom familienhistorischer Forschung hatte sich das «Alter» seinen eigenen gewichtigen Platz erobert.

Eine der Arbeiten, die diesem neuerwachten Forschungsinteresse zuzurechnen sind, ist die hier anzuzeigende Kieler Dissertation. Das vor allem für Gebiete mit Anerbenrecht bedeutsame Rechtsinstitut des Altenteils oder Leibgedinges wird von der Verfasserin auf der Quellengrundlage von 150 Altenteilsverträgen aus der Zeit von 1499 bis 1866 für das nördlichste Bundesland Deutschlands untersucht.

Hauptfragen der Autorin richten sich auf die Einzelleistungen eines «typischen» Altenteils und den historischen Wandel seiner Grundausstattung in den untersuchten dreieinhalb Jahrhunderten sowie auf Unterschiede bei Abnahmeverträgen freier und leibeigener Bauern. Auch der Frage der Mentalitäten der betroffenen Personengruppen wird eigens nachgegangen. Zur Grundausstattung eines schleswig-holsteinischen Altenteils gehörten bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus die ausbedungene Wohnung samt «Kohlhof» (zum Gartenbau), Feuerung, Ackerland (oder Getreide), Leinsaat (oder Flachs), Fleisch und eine Kuh (oder Milch- und Butterlieferungen). Alle anderen vorkommenden Leistungen – Schnaps und Tabak, Wäsche- und Kleidungspflege, Kutschfahrten zur Kirche und Stellung von Reitpferden sowie Arzt- und Apothekerkosten – waren individuelle, über die Grundausstattung hinausgehende Abmachungen.

<sup>1</sup>Vgl. das umfangreiche Literaturverzeichnis in Peter Borscheid: Geschichte des Alters. München 1989, 525-559; s. auch Viola Kundrun: Alte Menschen auf dem Lande. Münster 1989 sowie Anne-Marie Dubler: Der Emmentaler Schleiss: Nahrung und Wohnrecht als Altersrente und «Sozialisationsprogramm» für Alleinstehende 1650 bis 1800. In: SAVk 85 (1989), 332-362 mit einer aufschlussreichen Parallele zu Czeranowskis Arbeit.

Die Forschung ist sich heute darüber einig, dass die Leistungen der Altenteilsverträge häufig nicht voll in Anspruch genommen worden sind und die Verträge nur den rechtlichen Rahmen darstellten, der im Konfliktfall eingeklagt werden konnte. Die von der Verfasserin zu diesem Aspekt einbezogenen Gerichtsprotokolle machen eindringlich und teilweise erschütternd deutlich, welches Konfliktpotential sich hier zwischen den Generationen aufbauen konnte. Besonders im 17. Jahrhundert kamen noch zahlreiche gewalttätige Auseinandersetzungen vor. Der Verlust des Hofherrenstatus in oft noch relativ rüstigem Alter – eine festgelegte Altersgrenze gab es nicht – war für viele Altbauern nicht einfach zu verkraften. Sie kompensierten diesen Statusverlust häufig durch eine zunehmende Anspruchshaltung, die sie – besonders die Wohlhabenderen unter ihnen – im 19. Jahrhundert zu Mitgliedern einer bäuerlichen «leisure class» werden liess: So nahmen auch die Forderungen nach bereits vorgefertigten landwirtschaftlichen Produkten im 19. Jahrhundert deutlich zu – Korn (anstelle des Landes), Milch (anstelle der Kuh), Flachs (anstelle der Leinsaat) gehörten wie auch das vorher unbekannte «Taschengeld» und Kartoffeln zur Grundausrüstung zahlreicher Altenverträge.

Der zeitliche Wandel betraf somit weniger die Grundausrüstung des Altenteils selbst, sondern es fand vielmehr eine Ausdifferenzierung der elementaren Leistungen statt. Der Rückzug der Altenteiler in einen eher mussebetonten Lebensabend zeigte sich in der Abnahme der eigenen Mitarbeit im Hof und der Zunahme von vertraglich zugesicherten Besuchs- und Marktfahrten.

Der Autorin gelingt es, ein facettenreiches, differenziertes Bild dieser spezifischen Art der Altersversorgung in der bäuerlichen Welt zu geben. Dass allerdings mit den Nutznießern dieses Rechtsinstituts nur ein geringer Teil der damaligen Alten erfasst wird – für die Mehrzahl galt die Gleichung alt=arm –, sollte nicht unerwähnt bleiben.

Ruth-E. Mohrmann

SABINE KÜNSTING: Meine Ehre heisst Treue. Ethnologische Untersuchung eines Callasclub in der Bundesrepublik. Köln: Spiegelbild 1986. 215 S., Abb. (Ethnologische Studien zum Menschen der eigenen und der fremden Kultur, 2).

Die monographische Untersuchung hat eine als Club organisierte Gruppe von Motorradfahrern in einer Kleinstadt im Nordwesten der Bundesrepublik Deutschland zum Gegenstand. Die Studie lotet das für die Situation solcher Gruppen typische Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichen Zuschreibungen und gruppenspezifischen Selbstbildern aus; dass der Untertitel die in Medien und Öffentlichkeit üblich gewordene, aber tendenziell abwertende Bezeichnung «Rocker» vermeidet und stattdessen die Eigenbezeichnung «Callasclub» aufgreift, ist paradigmatisch für die Intention der Untersuchung. Denn zum einen gelingt es der Autorin überzeugend, die «Grundlinien der Lebensauffassung» (Künsting) der Clubmitglieder, die Werte und Normen ihrer Gruppenkultur ohne wertende Verzerrung darzustellen; zum anderen zeugt die Übernahme der in diesem kulturellen Milieu offenbar üblichen «falschen» Schreibweise des englischen «colours» von der besonderen Aufmerksamkeit, die sie den symbolischen Ausdrucksformen der Gruppe schenkt – die «Callas» ist die vielfältig dekorierte Weste, die der Motorradfahrer zum Zeichen seiner Clubzugehörigkeit über der Lederjacke trägt. Sabine Künsting entfaltet an diesen und an anderen sachkulturellen Manifestationen sowie an formalen Regelungen des Gruppenzusammenhangs und an empirischen Einzelfällen des Entstehens und Lösens von Konflikten zwischen Gruppe und Umwelt, wie aus dem weiteren gesellschaftlichen und historischen Rahmen übernommene Konventionen und Symbole zwar durch die Gruppe eine z.T. tiefgreifende und radikale Umdeutung erfahren, die Problematik der Konstruktion eines eigenständigen Bedeutungssystems aus Versatzstücken der «herrschenden» Kultur aber bestehen bleibt.

Diese Ethnographie einer von ihren kulturellen Ausdrucksformen her auffälligen Gruppe innerhalb der eigenen Kultur ist ein begrüssenswerter Beitrag zur Wendung

ethnologischer Fragestellungen auf die nicht-traditionalen Kulturen westlicher, postindustrieller Gesellschaften. Allerdings bleibt kritisch anzumerken, dass es der Autorin nicht überzeugend gelingt, eine umfassende ethnologisch-anthropologische Perspektive einzunehmen, die am empirischen Beispiel die Theoriebildung zur kulturellen Differenzierung komplexer Gesellschaften vorantreibt. Stattdessen bleibt der kulturvergleichende Impetus leider beim Hinzuziehen von – manchmal willkürlich ausgewählt scheinenden – Paradebeispielen aus fremden Kulturen stehen.

Gisela Welz

FORSCHUNGEN ZUR RECHTSARCHÄOLOGIE UND RECHTLICHEN VOLKSKUNDE. Band 11. Hg. von Louis Carlen. Zürich: Schulthess 1989. 153 S.

Die Jahrestagung der Internationalen Gesellschaft für Rechtliche Volkskunde wurde am 19.–21. Mai 1989 erstmals in Italien abgehalten. Bei derselben Gelegenheit wurde Herrn Prof. Carlen eine Festschrift zum 60. Geburtstag übergeben. Ort all dieser Geschehnisse war Orta, über deren «Rechtsbräuche und Rechtsorte» *Hermann Bischofberger* einleitend zum rezensierten Band referiert. Der Aufsatz ist mit Photos der wichtigsten Sehenswürdigkeiten bebildert und viel zu reichhaltig, um hier auch nur oberflächlich zusammengefasst werden zu können. Zu zwei Rechtsbräuchen sind jedoch folgende Bemerkungen angezeigt: Auf S. 31 wird darauf hingewiesen, dass beim Liegenschafts Kauf dem Boden ein Stück Grasnarbe entnommen und mit den Worten «brüsä» dem Käufer übertragen wird. Die Grasnarbe vertritt den Kaufgegenstand, womit die Übertragung dieses Kaufgegenstandes anschaulich gemacht werden soll. Der Brauch selbst ist vielfach und anderswo belegt (Jacob Grimm, *Deutsche Rechtsaltertümer*, 4. Aufl. hg. von Andreas Heusler und Rudolf Hübner, Bd. 1/1899, S. 154 ff.). Ein einzigartiger Beleg stellt dagegen, die Grenze mit zwei sich ergänzenden Teilen von Dachziegeln zu bezeichnen, dar, mit der Absicht, dass, wenn sich diese gegenseitig ergänzen, der Beweis, dass die Grenze dort verläuft, erbracht werden kann (S. 33). Der Gebrauch von Dachziegeln als Lohen hingegen ist wiederum vielfach bezeugt.

In einem zweiten Beitrag (Rechtsgeschichte und Archäologie), der zugleich seinen Vortrag an der einleitend erwähnten Tagung darstellt, hebt *René Pahud de Mortanges* die Bedeutung der Archäologie für die Rechtsgeschichte hervor und bezieht sich vor allem auf die Ausgrabungen des Luzerner Galgens. Immerhin – und dies zeigen gerade die Funde an dieser Grabungsstätte – sind viele von ihnen auslegungsbedürftig, was wiederum der Spekulation viel – zu viel – Raum lässt, womit zugleich auch auf die Grenzen der Archäologie hingewiesen ist.

Im folgenden Beitrag gibt *A.H. Manchester* (*Courts of Law in England und Wales 1750–1860*) Einblick in die Anordnung der englischen Gerichte auf Grund von Abbildungen und verwendet dieses Mittel der Rechtsarchäologie auf die englische Rechtsgeschichte. Rechtsarchäologisch ist auch der Beitrag von Frau *Margariet A. Becker-Moelands* (*Die Passepartout-Titelbilder der juristischen Dissertationen im 18. Jahrhundert in den Niederlanden*), welche damit auf eine bisher unerforschte, jedoch ergiebige Quelle hinweist.

Wie der Rezensent befasst sich *August Nitschke* mit den Gesten und weist in sehr anschaulicher Weise auf deren Wandel hin und auf die Umweltbedingungen, die diesen Wandel verursachen (Wandel der Rechtsgesten). Ein weiterer Vortragender an der vorgenannten Tagung war kein Geringerer als *Arnold Niederer*, der damit Gelegenheit erhielt, zu seinem beliebten Thema der Gemeinarbeit zurückzukehren, dieses Mal unter dem Gesichtspunkt des Reihendienstes (Der Reihendienst als Träger von öffentlichen Lasten und Pflichten. Anwendung und zeremonielle Ausprägung). Den Abschluss bildet der Aufsatz von *Hans Hochenegg*, der über Ansätze zu einem humaneren Strafverfahren unter Kaiser Ferdinand III berichtet. Dabei kann er auf Akten aus seinem eigenen Archiv zurückgreifen.

Die Internationalität auch dieses Bandes muss nicht besonders hervorgehoben werden. Für den Volkskundler sind die Aufsätze von Bischofberger und Niederer wohl die interessantesten. Dennoch lohnt es sich, alle Beiträge zu lesen.

Theodor Bühler

MARIANNE DEGGINGER: Zur Geschichte der Hebammen im alten St. Gallen. St. Gallen: Historischer Verein des Kantons St. Gallen 1988. 108 S., Abb., Tab. (128. Neujahrsblatt, hg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen).

Die Autorin, selbst in einem medizinischen Hilfsberuf ausgebildet, versucht mit der «Geschichte der Hebammen» ein Stück Medizin- und Frauengeschichte ihrer näheren Heimat aus dem Zeitraum 1580–1798 auszuleuchten. Sie tut dies anhand genauesten Quellenstudiums und breitet die Ergebnisse gut verständlich in sinnvolle Unterkapitel gegliedert vor dem Leser (vielleicht noch vor mehr Leserinnen) aus. Unverkennbar, nicht auf penetrante, jedoch sympathisch-emphatische Weise zieht sich das persönliche Interesse der Autorin durch die Untersuchung hindurch, Arbeit und Status von Frauen im alten St. Gallen anhand ihres Wissens, ihrer Kompetenzen und ihres Einsatzes als Hebammen in das ihnen gebührende Licht zu rücken. Dabei stellt sie Altbekanntes in neue Zusammenhänge und ermöglicht so einen andern Zugang zum Thema.

Unter den ganz wenigen städtischen Angestellten bildeten die Hebammen die zahlenmässig grösste und bestentlohnte Gruppe. In der Regel gab es weit mehr fachlich ausgewiesene und amtlich geprüfte Hebammen als Anstellungsplätze, so dass neben den Stadthebammen immer auch freipraktizierende Hebammen den schwangeren Frauen ihre Dienste anpriesen und auf deren Entgelt und Trinkgeld aus waren. Den theoretischen Teil ihrer Ausbildung erhielten die Hebammen vom Stadtarzt, den praktischen von einer dienstälteren Hebamme. Die grosse Handlungsfreiheit der Hebammen beim Ablauf der Geburt erklärt sich aus der Abneigung der alten Medizin, sich praktisch zu betätigen. Sie steht im Widerspruch zur geringen Verantwortung für das Leben von Mutter und Kind, für welches weit über die Renaissance hinaus nicht medizinische Faktoren, sondern Gottes unergründlicher Ratschluss als Begründung akzeptiert wurde.

Grosse Bedeutung hatte die Expertentätigkeit der Hebammen vor Gericht, wenn es um aussereheliche oder keine neun Monate nach der Heirat geborene Kinder ging. Erschütternd zu erfahren ist, wie wenig die (schlecht) behandelten Frauen dabei mit der Solidarität der ausnahmsweise zu öffentlichem Ansehen und Macht gekommenen Geschlechtsgenossinnen rechnen konnten. Ein weiteres Kapitel über die Rechte und Pflichten in bezug auf das neugeborene und zu taufende Kind verdeutlicht die besondere Stellung der Hebammen auch innerhalb der kirchlichen Hierarchie. Das besondere Ansehen schlug allerdings nur allzu oft um in besondere Anfeindungen im Zusammenhang mit Empfängnisverhütung und Abort. Davon zeugen die dem eigentlichen Text angefügten zehn höchst interessanten Kurzbiographien von St. Galler Stadthebammen.

*Anmerkung:* Die «Geschichte der Hebammen» umfasst mit Abbildungen, Tabellen und Quellenangaben nur 52 Seiten des 108-seitigen Neujahrsblattes. Die zweite Hälfte ist wie üblich den Vereinsnachrichten gewidmet.

Maja Fehlmann

LISL NOPP: Almen und Almwirtschaft im Dorfertal – eine volkskundliche Untersuchung in der Gemeinde Kals am Grossglockner, Bezirk Lienz, Osttirol. Hg. vom Österreichischen Alpenverein, Innsbruck 21988, 95 S., zahlreiche Abbildungen (ÖAV-Dokumente, Nr. 2)

Der Ursprung dieser Arbeit liegt in den heftigen Konflikten um eine Wasserkraftnutzung in Osttirol, die inzwischen 40 Jahre andauern: Für das touristisch wenig

erschlossene und abgelegene Osttirol – eine ausgeprägt strukturschwache Alpenregion – schien nach dem Zweiten Weltkrieg eine umfangreiche Wasserkraftnutzung das Ende der Marginalität zu bedeuten (Wasserkraft-Infrastruktur als Basisinfrastruktur für die grosstechnische touristische Erschliessung der Gipfel und Gletscher). U.a. auf Grund des sehr hohen Kapitalbedarfs wurde die Realisierung dieses Projektes immer wieder hinausgeschoben, bis zu Beginn der 80er Jahre der Österreichische Alpenverein sich massiv gegen diese Pläne einsetzte und eine Aufwertung dieser Region durch einen «sanften Tourismus» und durch die Ausweisung zum «Nationalpark Hohe Tauern» (der seit genauso langer Zeit beschlossene Sache war, aber wegen der Kraftwerkspläne immer wieder vertagt worden war) propagierte.

In diesem Rahmen entstand die vorliegende Arbeit, die sich zum Ziel gesetzt hat, die von einem grossen Stausee bedrohte Almwirtschaft im Dorfer Tal (westlich des Grossglockners) möglichst detailliert zu beschreiben, bevor sie untergeht. Daher besteht das zentrale Interesse der Autorin in einer gründlichen Bestandaufnahme der almwirtschaftlichen Verhältnisse, die alle relevanten Aspekte darzustellen versucht (von der naturräumlichen Charakteristik über die traditionellen Almordnungen bis hin zur Darstellung von Arbeitsabläufen) und die im Abschnitt «Baubestand» (S. 22–61, ausführlichstes Kapitel und eigentliches Zentrum) bereits Dokumentationscharakter annimmt.

Als sehr positiv ist zu vermerken, dass diese Darstellung mit grossem persönlichem Einsatz und Engagement verfasst wurde, wobei sich die Autorin offenbar intensiv mit den Menschen auseinandergesetzt hat, die diese Almen heute bewirtschaften. Dadurch entsteht eine lebendige, unmittelbare Form der Darstellung mit der Qualität einer relevanten Primäruntersuchung. Etwas bedauerlich ist dagegen, dass die Autorin, die das Fach «Europäische Volkskunde» in Wien als Zweitstudium absolvierte (diese Arbeit ist zugleich ihre Magisterarbeit), die klassische volkskundliche und geographische Alm-/Alpforschung (Arbos, Frödin, Weiss, Wopfner, Grass) kaum kennt, so dass sie immer wieder Mühe hat, die genau beschriebenen Sachverhalte angemessen und korrekt zu bezeichnen, und dass es ihr nicht möglich ist, das Dorfertal in den Kontext der Almwirtschaft Tirols zu stellen.

Aus Anlass dieser Besprechung wird dem Rezensenten wieder einmal deutlich bewusst, wie wenig die Volkskunde gegenwärtig an den aktuellen almwirtschaftlichen Verhältnissen und ihren Veränderungen interessiert ist. Diese spürbare Lücke dürfte letztlich eine zentrale Ursache dafür sein, dass engagierte Menschen, die sich heute problemorientiert mit Almforschung beschäftigen, wieder fast bei Null anfangen – dabei wären die «alten» Werke doch hervorragend geeignet, solchen Arbeiten einen mehr als bloss historischen Tiefgang zu vermitteln. Werner Bätzing

ALOIS DÖRING: Glockenbeiern im Rheinland. Bonn: Habelt 1988. 203 S., Abb., Notenbeispiele (Beiträge zur rheinischen Volkskunde, 4).

Das Beiern, eine brauchmässige Sonderform des Läutens von Kirchenglocken, ist in den Niederlanden und Norddeutschland beheimatet. Unter diesem Begriff werden unterschiedliche Arten der Klangerzeugung mittels Anschlagen der unbewegt hängenden Glocken zusammengefasst. Döring referiert zuerst unter Ausschöpfung der glockenkundlichen Fachliteratur und später aufgrund rheinländischer Einzelbeispiele über die Beiertechniken. Der Klöppel wird mit einem Seil bis zum Glockenrand gezogen, wobei die Kunst darin besteht, diesen nur leicht, aber doch genügend kräftig zu berühren, so dass der volle Glockenklang angeregt wird. Bei der vorherrschenden Beiereinrichtung ist das Seil in einer Lage befestigt, die den Klöppel in kurzer Distanz vom Glockenmantel festhält. Dann können die Töne durch ein leichtes Zupfen am Seil, teilweise (bei mehreren Glocken) durch Tritt in eine Seilschleife erzeugt werden.

Die landschaftlichen Unterschiede der Beierbräuche beruhen zum einen in charakteristischen Rhythmusvarianten, da bei starrer Aufhängung der Glocken auf den

sonst naturgemäss gegebenen Pendellauf keine Rücksicht genommen werden muss, zum andern auf der unterschiedlichen Zahl der zum Schlagen benützten Glocken, schliesslich auch auf deren Tonlage. In einigen Fällen bedienten mehrere Beiermänner gemeinsam das grosse Läutwerk. Vereinzelt ist das Anschlagen der Glocken mit dem Hammer bezeugt.

Die Erscheinungsformen des Beierns im Rheinland werden mit einer umfangreichen Reihe von Quellenhinweisen und -zitaten vom 14. bis zum 19. Jahrhundert und mit Umfrageergebnissen über die abgebrochene Tradition des 20. Jahrhunderts dargestellt. Für das schockartige Ende des Glockenschlagens waren vielerorts die Beschlagnehmung der Glocken während der Rohstoffkampagnen beider Weltkriege, dann aber auch die Einführung elektrischer Läutvorrichtungen die Ursachen. Seit kurzem wird das Beierbrauchtum vereinzelt wieder eingeführt. Von besonderem Interesse sind für die Sozialgeschichte ausführliche Bemerkungen über den Personenkreis der Beiermänner sowie ihre zunftähnlichen Organisationen und für die Volkskunde die reiche Fotodokumentation über die Läuttechniken und besonders die grosse Sammlung von Notenbeispielen und Versen, zudem die lokal an bestimmte Festtermine gebundenen Läutrhythmen und -melodien. Auf 60 Seiten sind Beiermelodien abgedruckt, die aus 66 Ortschaften stammen und zum Teil mit Reimversen unterlegt sind. Die Hälfte stammt aus schriftlicher Notenaufzeichnung beziehungsweise von Tonbandaufnahmen; alle Stücke wurden von Norbert Beckers für den Druck transkribiert. Die Spielstücke tragen oft traditionelle Namen und sind meistens mit drei Glocken ausgeführt. Der grosse im Buch publizierte Schatz an Reimen und Versen mit Bezug auf das Beiern, darunter Neckverse auf den Beiermann, aber auch Taktzählverse für dessen Arbeit, stammt aus der Sekundärliteratur.

In der Systematik der Grundlagenforschung besteht denn auch eine gewisse Schwäche des Buches von Alois Döring. Sowohl die Erfassung der landschaftlichen Ausbreitung der Glockenschlagbräuche in ganz Europa als auch die Darstellung der Geschichte dieser Erscheinung ausserhalb des Rheinlands werden in der Form einzelner chronikalischer Lokalüberlieferungen dargestellt. So entsteht aufgrund weniger, fast zufälliger Einzelnotizen nur ein unklares Bild von der Entwicklung des vor allem in den Niederlanden seit dem Mittelalter verbreiteten Festbrauchtums. Die geschichtlichen Beziehungen zwischen dem Beiern und der ebenfalls sehr alten Tradition des Glockenspiels werden zu knapp, widersprüchlich (S. 11 bzw. 22) und ohne Benützung der wichtigeren Glockenhandbücher (Walter, Ellerhorst / Klaus) erörtert. Bei allem Vorbehalt gegenüber dem Umgang mit älteren Quellen ist festzustellen, dass die Publikation von Döring eine wertvolle Ergänzung der volkskundlichen Dokumentation zur Glockengeschichte bildet.

Peter Kaiser

FERDINAND ELSENER: Studien zur Rezeption des gelehrten Rechts. Ausgewählte Aufsätze. Hg. von Friedrich Ebel und Dietmar Willoweit. Sigmaringen: Thorbecke 1989. 297 S.

Ferdinand Elsener (1912–1982) war Rechtsanwalt in Rapperswil, Privatdozent an der Universität Zürich und von 1959–1977 Professor für Rechtsgeschichte an der Universität Tübingen. Er gründete die Abteilung für rechtliche Volkskunde der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde und leitete sie ein Dutzend Jahre. In seinem reichen publizistischen Werk kommt den Forschungen zur Rezeption des römischen und kanonischen Rechts, besonders in der Schweiz, spezielle Bedeutung zu. Es ist daher zu begrüssen, dass in diesem Buch zehn Aufsätze zu diesem Thema wieder abgedruckt werden. Da die Literaturnachweise gängiger Handbücher und Monographien in Deutschland zeigen, dass die rechtshistorische Literatur der Schweiz oft nur zurückhaltend beachtet wird, ist eine solche Publikation auch geeignet, das Schrifttum aus der Schweiz und über die Schweiz in der Rechtsgeschichte besser bekanntzumachen.

Dietmar Willoweit schickt dem Band eine Würdigung des wissenschaftlichen Werkes Ferdinand Elseners voraus und wiederholt dabei weitgehend, was ich über Ferdinand Elsener als Forscher 1977 in der ihm zum 65. Geburtstag gewidmeten Festschrift und in meinem Nekrolog in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 1983 geschrieben habe. Raimund J. Weber führt die Bibliographie Elseners von 1977 bis 1982 weiter und bringt Nachträge zu der in der Festschrift 1977 veröffentlichten Bibliographie, es sind insgesamt 37 neue Titel und 22 Rezensionshinweise.

Inhaltlich befassen sich die Aufsätze vor allem mit der Geschichte des Majoritätsprinzips, den Einflüssen des römischen und kanonischen Rechts in der Schweiz, dem eidgenössischen Pfaffenbrief von 1370, dem Notariat, der Exkommunikation, dem Genfer Offizialat, savoyischem Prozessrecht und Rechtsspracheproblemen.

Verständlicherweise steht bei den ausgewählten Themen wenig Volkskundliches zur Diskussion. Die Einwirkung kanonischen Rechts auf bürgerliche Satzungen in der Schweiz, wie sie auf S. 42 f. oder S. 58 geschildert wird, ist ein rezeptionsgeschichtlicher Vorgang, der vor allem rechtshistorisches Interesse erheischt. Eher rückt in den Bereich der Volkskunde das an verschiedenen Stellen erwähnte Recht der Armen und der «Arme Mann» (pauper), wie er im Prozessrecht der Grafen und Herzöge von Savoyen dargestellt wird (S. 220 ff.), wo auch Hirten und Bauern eine Vorzugsstellung geniessen (S. 226, 228). Angaben über Naturalleistungen, Fastnachtshühner u.ä. (S. 95, 153) sind auch für die Rechtliche Volkskunde aufschlussreich wie die Rechtssprichwörter, welche die beiden Aufsätze «Regula iuris, Brocardum, Rechtssprichwort nach der Lehre von P. Franz Schmier OSB und im Blick auf den Stand der heutigen Forschung» (S. 165–197) und «Deutsche Rechtssprache und Rezeption» (S. 240–258) behandeln. Dabei aber löst Elsener die Rechtssprichwörter aus dem Bereich deutschen «volkstümlichen Rechts» und betrachtet sie als Übernahmen aus dem gelehrten kanonischen und römischen Recht. Verschiedentlich schimmern Probleme der Volkskunde durch, etwa wenn vom «volksmässigen» Recht oder dem Begriff «Volk» oder von der vor allem auf Herder zurückgehenden germanischen Volksgeist-Theorie die Rede ist (S. 171 f., 185, 193).

Louis Carlen

GEORG DUTHALER: Trommeln und Pfeifen in Basel. Basel: Christoph Merian Verlag (1985). 187 S., 12 Farbbilder, 28 Schwarzweiss-Bilder, Namensregister und ausführlicher Anhang.

In jahrzehntelanger Forschungsarbeit hat sich Dr. phil. h.c. Georg Duthaler, ehemaliger Assistent der Öffentlichen Kunstsammlung Basel, mit volkskundlichen Themen befasst. Besonders dem Trommeln und Pfeifen in Basel gilt seine grosse Liebe. Als Schüler des Trommelinstruktors Carl Dischler war Duthaler von 1924–1978 als aktiver Trommler an der Basler Fasnacht mit dabei.

In diesem Buch beleuchtet der Autor zunächst die Ursprünge des Trommelns in Basel in allen Einzelheiten. Es gelingt ihm dabei der Nachweis, dass «das Trommeln in Basel keinesfalls von jeher etwas Besonderes gewesen ist». Gemäss Duthalers Ausführungen deutet denn auch nichts darauf hin, dass die Basler von früher anders oder gar besser getrommelt hätten als ihre eidgenössischen Verbündeten. Ab 1501 – nach der Aufnahme Basels in den Bund der Eidgenossenschaft – mussten die Basler Trommler ohnehin in eidgenössischer Manier trommeln... Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, dass der früheste bekannte Basler Beleg zum Trommeln und Pfeifen aus dem Jahre 1422 stammt und somit um fünf Jahre jünger ist als der früheste Luzerner Beleg zum gleichen Thema. In der Folge werden einige spezielle Ausdrücke rund um das Trommeln unter die Lupe genommen. Duthaler liefert hier den Beweis, dass Wörter wie «Kiibel» für Trommel und «kiible» für trommeln nur scheinbar echt baslerischen Ursprungs sind. Wir erfahren hier, dass das Wort «kübeln» beispielsweise bereits 1632 in Bern, später auch in Zürich gebräuchlich war. Dass die Trommel in alten Zeiten ein bei vielen Gelegenheiten beliebtes Instrument war, wird im zweiten Kapitel gezeigt. Hier wird der Bogen geschlagen vom Trom-

meln bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen bis hin zum Trommeln an bestimmten Terminen im Jahreslauf. Dazu gehören das Trommeln an der Fasnacht, am Vogel Gryff und am Neujahrstag. In einem separaten Abschnitt kommt der militärische Gebrauch der Trommel zur Sprache. Hochinteressant sind die Ausführungen im vierten Kapitel, bei dem die Entwicklung Basels zur Trommelstadt dargestellt wird – eine Entwicklung übrigens, die, wie der Autor überzeugend nachweist, im Laufe des 19. Jahrhunderts ihren Anfang genommen hat. Ausschlaggebend für die steigende Popularität des Trommelns war laut Duthaler das Zusammenwirken verschiedener Faktoren: Dazu gehören neben militärischen Ereignissen (Durchmarsch der Alliierten durch Basel anno 1813 und 1814) namentlich auch die Institution der Basler Fasnacht in Verbindung mit einzelnen berühmten Trommlerpersönlichkeiten. Die wichtigsten dieser Persönlichkeiten werden in speziellen Abschnitten kurz und prägnant charakterisiert. Auch die Entwicklung des Basler Trommelns im 20. Jahrhundert wird kompetent und eingehend abgehandelt. Ein spezielles Kapitel ist schliesslich dem Piccolospiel gewidmet. Wie bei den Trommlern werden die wichtigsten Exponenten des Basler Piccolospiels vorgestellt. Ein kurzes Kapitel ist dem Morgenstreich gewidmet. Wir erfahren hier, dass der Beginn des Morgenstreichs nicht immer auf 4 Uhr morgens fiel. 1834 begann man beispielsweise bereits um 3 Uhr mit dem Trommeln. Seit 1835 scheint sich 4 Uhr als Morgenstreich-Beginn eingebürgert zu haben. Eine wertvolle Ergänzung zu diesen Ausführungen rund ums Trommeln und Pfeifen bildet ein fachspezifisches Kapitel, das von der Instrumentengeschichte der Trommel und des Piccolos handelt. Veronika Gutmann, die seit 1981 im Halbbamt die Sammlung alter Musikinstrumente im Historischen Museum Basel betreut, zeichnet für dieses mit prächtigen Farbfotos ausgestattete Kapitel verantwortlich. Mit dem vorliegenden Werk hat Georg Duthaler ein faktenreiches, brillant recherchiertes Werk vorgelegt, welches verschiedene Dinge rund ums Trommeln und Pfeifen ein für allemal klarstellt und mit einigen unrichtigen Volksmeinungen aufräumt. Gerade deshalb sei dieses Buch all denjenigen empfohlen, die an der Basler Fasnacht Freude haben.

Lukas Müller

JOSEF MOOSER/REGINE KRULL/BERND HEY/ROLAND GIESSELMANN (Hrsg.): Frommes Volk und Patrioten. Erweckungsbewegung und soziale Frage im östlichen Westfalen 1800 bis 1900. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 1989. 399 S., viele Schwarzweiss-Abb., Auswahlbibliographie.

Im mittleren Drittel des 19. Jahrhunderts hat die Erweckungsbewegung im östlichen Westfalen ihre grösste Wirkung entfaltet. Bis heute sind ihre kirchlichen und sozialen Wirkungen aus jener Region nicht hinwegzudenken, bis heute prägen sie – von Aussenstehenden oft unbemerkt – die Mentalität und das soziale Gewissen der Menschen. In einer seit 1989 durch die Region wandernden Ausstellung zeigt eine Gruppe um die Herausgeber des vorliegenden Ausstellungsbeleitbandes die gesellschaftsprägende Kraft, politische Relevanz und konkrete Tätigkeit der Erweckten. Diese Vielfalt spiegelt sich auch im vorliegenden Band wider. In einer verständlichen Sprache, jedoch durchaus mit wissenschaftlicher Akribie präsentieren die Autoren und Autorinnen Verlauf und Breite jener Bewegung in der regionalen Ausprägung, hin und wieder auf vergleichbare Bewegungen z.B. in Württemberg verweisend.

*Josef Moosers* einführender Aufsatz nimmt Bezug auf die unterschichtliche und bäuerliche Herkunft der Bewegung, die sich gegen eine allzu rationalistische protestantische Theologie wehrt. Der Primat des biblischen, will sagen göttlichen Worts durchzieht die Bewegung und die oft durch Erweckungserlebnisse zu ihr kommenden Menschen. Als Laienbewegung, die in privaten Konventikeln ihre Form fand, sucht die Erweckungsbewegung auf die drängendste soziale Frage der Zeit, den Pauperismus, eine konservative Antwort. In einer Monarchie sollten Nächstenliebe und Diakonie Garanten der Re-Christianisierung sein.

Träger der Bewegung waren kleinbäuerliche Heuerlinge und vor allem deren Frauen; die sympathisierenden Pfarrer (Müllers- und Lehrersöhne) hatten eine soziale Nähe zu jenen Schichten. Der Thronwechsel von 1840 (Friedr. Wilh. IV) bestärkte die Erweckten, die überzeugt waren, «dass der König selbst Konventikel halte» (S. 28). Besonders die diakonischen Bemühungen waren es, die sozial prägend und zukunftsweisend waren in einer Zeit, in der der Staat dem Massenelend hilflos gegenüberstand. Hier wie in der Wirtschaft galt der Primat der Moral, Müsiggang war ebenso verpönt wie unehrlicher Handel.

Das Sozialprofil der Pfarrer im 19. Jh. ist neben der Immobilität von einer Berufsvererbung geprägt, die bei 30 % liegt, ansonsten kommen die Pfarrer aus Mittel- und Oberschichten. Pastor Volkening machte durch seine «injuriösen Kanzelvorträge» Gütersloh erfolgreich zum «Vorort» (S. 91) der Ravensberger Erweckungsbewegung. An der Person der Pfarrfrau und Dichterin Marie Schmalenbach wird das Schicksal einer Frau vorgestellt, die den Forderungen nach Demut, Gehorsam, Aufopferungsbereitschaft und unbedingter Gottesfürchtigkeit nachzukommen ihr ganzes Leben lang grosse Sorge hatte.

Die dörflichen diakonischen Initiativen, unabhängig von Staat oder Amtskirche in enger Anbindung an die Gemeinde, sehen in der missionarisch-seelsorgerischen Zuwendung zu bestimmten Zielgruppen Mittel und Zweck der Tätigkeit. Diese missionarische Sozialarbeit hat sich erst im letzten Jahrhundertdrittel geöffnet, etwa mit der Gründung der Bethelschen Anstalten 1866 / 67. Das Beispiel der sozialen Versöhnungsinitiative des Herforder Pfarrers Ameler im Umfeld der 1848er Revolution lässt deutlich werden, dass «die Versöhnung von reich und arm im patriarchalisch-hierarchischen Rahmen verharnte» (S. 154). Als konkretes Beispiel wird die Geschichte des Rettungshauses von Schildesche vorgeführt, wo seit der Jahrhundertmitte bis 1932 verwahrlosten Jugendlichen der echte christliche Weg gewiesen wurde. Weniger erfolgreich war anfangs die bis heute bestehende «Gotteshütte» in Kleinbremen, ein Knaben-Rettungshaus, wo auf Kooperation mit staatlichen Stellen völlig verzichtet und auf dörflichen Opferwillen und Selbstversorgung vertraut wurde. In der «anspruchlosen Nüchternheit» (S. 227) der Gebäude verwirklicht sich ein Stück evangelischen Geistes. Die bewusste Schlichtheit von Heimen, Kirchen und Schulen belegt zudem die geistige Distanz zu staatlicher oder amtskirchlicher Repräsentation.

In ihrer Pädagogik steht die Bewegung vor dem Widerspruch von «Er-Weckung» (S. 253) der Kindeskräfte und der Beschränkung auf eine christliche Erziehung, vor der Ambivalenz von christlicher Erneuerung und politischem Konservativismus. Langfristig blieb der Erweckungspädagogik im Schulbereich der Erfolg versagt.

Publizistisch wurde die Bewegung unterstützt durch die heutigen Grossverlage Bertelsmann und Velhagen & Klasing. Daneben spielten Traktatgesellschaften und Verlage von Kolportageliteratur eine bedeutende Rolle; Auflagenhöhen belegen den breiten und kontinuierlichen Konsum dieser religiös-moralischen Literatur. Die christlichen Posaunenchor, bis heute lebendig, haben sich nach 1850 von der religiösen Akzentuierung hin zu christlichen Musikvereinen entwickelt.

Am Beispiel der Ereignisse in Lemgo 1848 lässt sich die Auseinandersetzung mit der demokratischen Bewegung ablesen. Die Christlich-Sozialen haben jedoch im Gegensatz zu den Christlich-Konservativen wenig Erfolg in Minden-Ravensberg.

Der Aufsatzband leistet vor allem aus der Sicht der Organisationen eine breite Aufarbeitung, der private Blick kommt ein wenig zu kurz. Erfreulich scheinen mir die geglückte Verbindung von Verständlichkeit und wissenschaftlicher Genauigkeit sowie die analytische Durchdringung, die den Band auch für vergleichbare Regionen interessant machen.

Martin Beutelspacher

GITTA BÖTH / GABY MENTGES (Hg.): *Sich kleiden*. Marburg: Jonas Verlag 1989. 190 S. (224 S.), Abb. (Hess. Blätter f. Volks- und Kulturforschung, 25).

Nach der Cloppenburgertagung von 1985 erschien der Gegenstand der Volks- tracht den Beteiligten als eingeschränkte historische Realität und ideologisches

Vehikel ein- für allemal auf den ihm zukommenden – bescheidenen – Platz verwiesen und der Weg frei für eine breitere volkscundliche Kleidungsforschung. Deren Möglichkeiten sollten in einer international beschickten Sammlung von Aufsätzen neu aufgewiesen werden. Dass bis zum Erscheinen des Bands im Rahmen der *Hessischen Blätter* mehrere Jahre verstrichen, dürfte aber bereits erkennen lassen, dass moderne Sichtweisen und eine innovative Kleidungsforschung (die ja übrigens auch der Tracht gelten könnten!) nicht überall selbstverständlich sind. (Das hiesse auch, dass die Rigidität der eigenen Ansprüche, etwa im Terminologischen, sich ausländischen Forschungstraditionen gegenüber flexibler zeigen müsste, um die Kommunikation nicht zu blockieren.) So bringt der Aufsatz von *Y.E. Broutin* über regionale Identität in französischen Trachten in seinem recht allgemein gehaltenen Überblick Bestätigungen, aber keine neuen Einsichten, und was *Devoucoux* über die Unterwäsche in wilhelminischer Zeit in seinem essayistischen Beitrag vorlegt, ist interessant in der historischen Anknüpfung an Rousseau und Lavater und im Hinweis auf die Vorliebe zeitgenössischer Maler (Degas) für Wäscherinnen und Büglerinnen, bleibt sonst aber hinter dem Katalog von *Stille/Junker* zurück. Der Aufsatz von *Poulenc* über französischen (Trachten-) Schmuck enthält manche differenzierende Beobachtung zu Form und Materialvorlieben und Produktionsbedingungen und schöpft so für diesen Bereich bewährte Methoden aus. Im ersten Beitrag aus Museumsperspektive, demjenigen von *Linda M. Ballard* aus Ulster, wird deutlich, dass auch ganz andere Fragen im Zentrum des Interesses stehen können, hier die textilen Techniken, im Kontext der Lebensgeschichte von Herstellern, und als (vom Museum in Kursen vermittelter) Freizeitwert. Die beiden anderen Museumsberichte, von *Andrea Rechenberg* aus Niedersachsen (das damals in Cloppenburg vorgestellte Kleidungsforschungsprojekt des Göttinger Seminars betreffend) und von *Sigrid Philipps* über das Württembergische Trachtenmuseum in Pfullingen, gleichen sich im Problem, eine so von weiteren Kreisen nicht rezipierte Sichtweise von Volkstracht durchzusetzen. Frau Rechenberg macht für das Weiterbestehen trachtlicher Vorurteile die konventionelle Präsentation verantwortlich – ist es aber nicht auch der enge Trachtenbegriff, der es verbietet, ein von der Bevölkerung Tracht genanntes, weil kontinuierlich erinnertes und damit Dorfidentität stiftendes blaues Brautkleid aus funktionalen Gründen doch auch so zu nennen? Die in Pfullingen notwendige, laufende Auseinandersetzung zwischen Heimatpflege, Kommune und Wissenschaft zeigt demgegenüber eine erfreuliche Lernbereitschaft und Kooperationsfähigkeit auf allen Seiten, wenn auch nicht alle Clichés der Laien abgebaut werden konnten. Einen methodisch wichtigen Beitrag zur historischen Trachtenforschung leistet *Andreas Hartmann*: Anhand dreier Auflagen einer Trachtenbeschreibung Altenburger Bauern beleuchtet er die Notwendigkeit, die drei Ebenen von Objekt, Beschreibung und Abbildung zu trennen, um die von ihnen in der Zusammenschau produzierten Widersprüchlichkeiten als Zeichen von Wandel erkennen zu können. Hinter derselben Abbildung etwa kann eine völlig veränderte Intention des Berichterstatters stehen. Das Beispiel dürfte sich als ausserordentlich fruchtbar für den Umgang mit ikonographischen Materialien erweisen.

Der den Band eröffnende Artikel von *Gitta Böth* zur Begriffs- und Gebrauchsgeschichte von «Mode», vor allem in der volkscundlichen Diskussion, mündet in das Postulat, (Bausinger folgend) Mode als Vermittlungsagentur sämtlicher kultureller Objektivationen zu verstehen; das kann besonders als Einleitung gelten zu den Beiträgen, die sich vom Gesichtspunkt der Soziologie und des Design mit Kleidung befassen. In einer Kurzfassung ihrer schwer zugänglichen Dissertation zeigt *Elke Drengwitz*, dass das früher als «trickle down» beschriebene soziale Durchdringungsvermögen der Mode heute eher ein «trickle across» ist, das das Neueste auch unteren Schichten rasch verfügbar macht, wobei Stoff- und Verarbeitungsqualität und Originalitäten und Extravaganzen des Ausgangsmodells abnehmen. Ungewöhnlich ist die von der Berliner Designprofessorin *Heimann* erfundene Gestaltanalyse, die anhand von genauen Messungen und Vergleichen der durch Kleidung mitgeformten einzelnen Körperpartien verborgene, vielleicht neue Gruppierungen, Zeitstile und kollektive Werte erkennen will. Der Nachweis des tatsächlichen Erklärungspotentials die-

ses Ansatzes scheint mir noch auszustehen. Die Vorstellungen Frau Böths und ihrer Mitherausgeberin dürften am ehesten erfüllt sein in den historischen Beiträgen. Da steht am Anfang der Artikel der Altmeisterin einer Kleidungsforschung im sozialgeschichtlichen Kontext: *Ingeborg Weber-Kellermann* mit ihrer Würdigung der Französischen Revolution als Wendepunkt im Kleidungsverhalten. Dort wird zum erstenmal aus historischen Elementen unterschiedlicher Provenienz ein Ensemble symbolischer Kleidungsstücke entwickelt, dessen Träger nicht der «Pöbel» ist, sondern der schlichte, arbeitsame und patriotische Citoyen, und das nicht Distinktion vermitteln, sondern im Gegenteil Gleichheit sichtbar machen soll. Ob tatsächlich (nur) die Bauern, vor allem in den Alpenländern, am alten Stil festhielten, müsste wohl noch genauer überprüft werden; für die Schweiz scheint es mir so nicht zuzutreffen. Die Geschichte des Theaterkostüms um die Jahrhundertwende und seine modischen Propagierungszwecke analysiert *Heising-Piltzing* als Form weiblicher ökonomischer und sexueller Ausbeutung, da die Schauspielerinnen (ähnlich wie die Nähmädchen der Pariser Ateliers) ihre Garderobe selbst anschaffen mussten und darin die Funktion von Mannequins übernahmen, was der schmalen Löhne wegen aber nur mit Hilfe von «Mäzenen» geschehen konnte. Die Wende kam erst mit der Einführung von Modeschauen mit eigenem Unterhaltungswert durch Paul Poiret. Die von *Gaby Mentges* skizzierte Geschichte der Firma Bleyle erweist sich als faszinierender Prozess einer Erziehung zu einem neuen, von Gesundheit, Zweckmässigkeit, Sportlichkeit und Bequemlichkeit bestimmten vestimentären Code, der sich zunächst an Mütter, dann immer mehr an berufstätige Frauen richtete und zur Rationalisierung des Haushalts beitrug. Der Erfolg setzte eine differenzierte Werbestrategie voraus und machte eine allmähliche Standardisierung des Körpers (das Denken in Kleidergrössen!) nötig. Man darf gespannt sein auf weitere Ergebnisse dieses beim Württembergischen Landesmuseum laufenden Forschungsprogramms. Schliesslich beschäftigt sich *Sigrid Jacobeit* mit den Beeinflussungskonzepten der nazistischen Machthaber im Deutschland der dreissiger Jahre, die einmal darauf zielten, ausländische, als «scharmant» diffamierte (!) Eleganz durch deutsche, schollenverbundene, selbstgemachte Frauenkleidung (Dirndl!) zu ersetzen, dies ohne Erfolg, dann die jüdischen Waren- und Modehausbesitzer, Schneider, Textilproduzenten und Modejournalisten kaltzustellen, was – leider – gelang, aber wirtschaftlich negative Folgen hatte und zu einer Qualitäts- und Formnivellierung führte. Diese allerdings kam dem Willen zur Disziplinierung und Uniformierung der ganzen Bevölkerung entgegen. Die katastrophale Versorgungslage im Krieg liess dann allerdings alle Ideologie zu leeren Worten werden.

Der Band entwirft zu Recht nicht das Bild eines einheitlichen Diskussions- und Forschungsstands. Manches wirkt bekannt oder noch vorläufig oder zufällig. Trotzdem ist man dankbar gerade auch für die Beiträge von den «Rändern» und aus anderen Ländern. Die Detailanalysen historischer Bekleidungs Vorgänge mit all ihren Implikationen dürften am meisten zu ähnlichen Forschungen anregen und damit die Erweiterung des volkskundlichen Feldes endgültig etablieren.

Christine Burckhardt-Seebass

FRANCHINO GIUDICETTI: Die Trachten Graubündens in der graphischen Darstellung des 19. Jahrhunderts. Mit einem Verzeichnis der gesamtschweizerischen Trachtenwerke. Chur: Verlag M & T-Helvetica 1988. 293 S., 112 Abb.

Wer sich je intensiver mit der schweizerischen Trachtenikonographie beschäftigt hat, weiss, wie hoffnungslos es ist, in der Graphik des 19. Jahrhunderts alle Wege von den ersten Ausführungen zu sämtlichen Nach- und Umzeichnungen, Kopien von Kopien, Kombinationen und Übertragungen auf andere Medien (Stoff, Zinn, Porzellan, Schmuck, Spiel- und Postkarten) aufzudecken, geschweige denn, sich einen wirklichen Überblick zu verschaffen. Die gängigen Bibliographien von Colas und Lonchamps sind völlig unzureichend, der Lipperheidesche Katalog ermöglicht zwar, was

äusserst wichtig ist, die schweizerische Produktion im europäischen Kontext zu sehen, lässt aber für das *eine* Land mehr die Fülle der Möglichkeiten als die tatsächlichen Mengen erkennen. Als frühe Form der Gebrauchsgraphik erwecken die Blätter und Serien auch kaum das Interesse der Kunsthistoriker, vielmehr das der Antiquare und Privatliebhaber. Es kommt denn auch nicht von ungefähr, dass vor allem solche<sup>1</sup> in der letzten Zeit im einzig sinnvollen regionalen Rahmen sich um eine vollständige Erfassung und Ordnung bemüht haben. Als erster wagte es der Bündner Strassenbauingenieur Giudicetti. Ihm folgte kürzlich der Ausserrhoder Arzt Gerold Rusch.

Dem vorliegenden Ergebnis ist hohes Lob zu spenden. Des Autors minutiöse Bestandsaufnahme in Museen der ganzen Schweiz und in Antiquariats- und Auktionskatalogen lässt, glücklicherweise für die Volkskunde, ästhetische Kriterien beiseite: Der erste Kupferstich von U. von Gugelberg von 1793 gilt ihm gleich viel wie die Photographie von der Calvenfeier von 1899, bei der man weiss, dass die Kostüme der Damen recht willkürlich aus alten Resten und neuen Zutaten unter dem Gesichtspunkt pittoresker Wirkung verfertigt worden waren. Das heisst auch, dass Giudicetti die Frage nach dem Quellenwert der Darstellungen nicht stellt: Völlig zu Recht fasst er die Bilder primär als ikonographische Gebrauchsgattungen (Souvenirartikel) mit mehr idealem als realem Charakter auf. Von volkskundlichem Wert ist der dadurch ermöglichte Einblick in wechselnde Bildmoden, in Produktionsweisen (samt den damit verbundenen künstlerischen Existenzbedingungen) und Rezeptions- und Konsumgewohnheiten, auch in den sich wandelnden Stellenwert des Zeichens «Tracht». Da dieser von etwa 1830 an bis gegen das Ende des Jahrhunderts deutlich niedriger wird als der von historisierenden, vorzüglich kriegerischen Kantonsrepräsentationen, bezieht Giudicetti auch solche mit ein.

Das Material aus hundert Jahren (insgesamt über 300 bündnerische Trachtendarstellungen) ist typologisch geordnet: druckgraphische Einzelblätter des Kantons, bestimmter Regionen, Sammelblätter mehrerer Regionen, gesamtschweizerische Serien und Sammelwerke, Aquarelle und Zeichnungen, Chromolithos und Photos der neueren Zeit, andere Darstellungsformen. Innerhalb der Gruppen wird nach Autoren (Künstler oder Verleger), nicht chronologisch geordnet, was eine gelungene synchronoptische Tafel aber auszugleichen vermag. Der Anhang enthält ein gegenüber Colas und anderen bereinigtes und wesentlich erweitertes Inventar schweizerischer Trachtenwerke, ein Verzeichnis von Künstlern und Verlegern dieser Graphik und eine sinnvolle Bibliographie. Den Band hätte man vielleicht gerne reichlicher bebildert gehabt; so aber ist er erschwinglicher und handlicher geworden, ein rechtes Arbeitsinstrument, das weitere kantonale und regionale Inventare von gleicher Gründlichkeit und Umsicht zu provozieren, im Sinn des Autors wäre und seine eigene Arbeit aufs schönste belohnen würde. Christine Burckhardt-Seebass

HEINZ SCHMITT: Volkstracht in Baden: ihre Rolle in Kunst, Staat, Wirtschaft und Gesellschaft seit zwei Jahrhunderten. Karlsruhe: Badenia Verlag 1988. 144 S., 223 Abb., Karten, Bibliographie (Reihe: Bildbände / Heimatkunde / Landesgeschichte).

Die Erforschung der Kleidung gehört zu den klassischen Themen der Volkskunde. Aber die einstmalige Verengung des Blickes auf «Trachten» als *der* ländlichen Kleidungsform hat dazu beigetragen, dass ein «neues» Interesse an diesem alten Thema eher sporadisch artikuliert wird, wobei jedoch gerade die neueren Untersuchungen zeigen, wie wichtig und ergiebig die Beschäftigung mit diesem Gegenstand sein kann. Besonders thematisiert wurde in jüngster Zeit der regionale Aspekt, an dem deutlich gemacht wurde, wie nachdrücklich «Trachten» von den verschiedensten Seiten im 19. Jahrhundert für die Schaffung einer regionalen Identität eingesetzt wurden.

<sup>1</sup> Als Ausnahme sei Yvonne Lehnerr genannt, die einen (ungedruckten) Katalog für den Kanton Freiburg etabliert hat.

Diesem Ansatz ist auch die Arbeit von Heinz Schmitt verpflichtet. Es geht ihm in seiner Untersuchung der «Volkstracht in Baden» nicht darum, einzelne Trachtenlandschaften darzustellen, sondern um die Einbindung des Phänomens Tracht in einen grösseren Kontext, dessen Inhalt er im Untertitel benannt hat.

Da sich die Arbeit auf das 19. und 20. Jahrhundert beschränkt, fällt der knappe einleitende geschichtliche Abschnitt zur «Geschichte der Volkstracht» eher pauschalierend aus und begnügt sich weitgehend mit Hinweisen auf bisher vorgenommene Untersuchungen aus anderen Regionen. Überhaupt geht es Schmitt stärker um die Widerspiegelung von Tracht, also um den von aussen herangetragenen Blick. Die Träger und deren soziales Umfeld bleiben weitgehend unbeachtet. Der Schwerpunkt liegt auf dem bürgerlichen und höfischen Interesse im 19. Jahrhundert, auf der Trachtenpflege und der Vermarktung der Tracht und der damit verknüpften Probleme bis in die Gegenwart hinein. Für diese Themenbereiche hat Schmitt in erstaunlicher Breite und Vielfalt Material zusammengetragen, das einen sehr guten Einblick in die Realität des Umgangs mit Tracht im 19. und 20. Jahrhundert vermittelt. Allerdings bleibt der Verfasser weitgehend der deskriptiven Bestandsaufnahme verhaftet, eine Interpretation des unterschiedlichen Materials bleibt dem Leser überlassen. Eine Thematisierung des Begriffs «Tracht» oder «Volkstracht» fehlt, ebenso der Versuch, Trachtenwirklichkeit über die Spiegelung hinaus auch als sozialen Vollzug sichtbar zu machen.

Trotz dieser einschränkenden Bemerkungen bleibt das Buch interessant, zumal es durch die Fülle des zusammengetragenen Materials, vor allem durch die Bilder und Textbelege, besticht, gut zu lesen ist und durch den exemplarischen Überblick über die Wandlungen innerhalb von 200 Jahren dazu anregen mag, diesem Thema in Zukunft mehr Aufmerksamkeit zu widmen.

Silke Göttisch

HEINER MOSER: Der schweizerische Getreidebau und seine Geräte. Ein kulturgeschichtlicher Abriss. Bern / Stuttgart: Paul Haupt 1988. 142 S., 64 Abb. und 44 Zeichn., Karten.

Das von der Erziehungsdirektion des Kantons Bern angeregte Heft ist vorrangig für den Schulunterricht konzipiert worden; der Autor, selbst Lehrer in Bern, hat sich dem Thema in einer Weise gewidmet, die das Interesse an den besonderen Voraussetzungen des Ackerbaus im alpinen Raum und an der Entwicklung der technischen Lösungen, aber auch das Bemühen um eine verständliche Form der Beschreibung und Erklärung für den Schulgebrauch erkennen lässt. Der Darstellung der vor- und frühgeschichtlichen Entwicklung des Getreideanbaus, der Hauptepochen des Ackerbaus und der Erläuterung der Zelgenwirtschaft wird ein Kapitel über die Korn-erzeugung im Aargau mit knappen Anmerkungen zu den regionaltypischen Formen von Anbau und Absatz des Getreides angegliedert. Der Überblick über den Getreidebau im Alpengebiet hätte noch deutlicher die naturräumlichen Bedingungen herausstellen können, ohne die auch die deutlichen Unterschiede in den Wirtschaftsformen kaum erklärbar sind. Die Beibehaltung des Ackerbaus in der Innerschweiz, der Getreideanbau in extremen Höhenlagen etwa im Wallis, Tessin oder in Graubünden, andererseits aber der Übergang zu intensiver Alpwirtschaft etwa im Appenzell, Toggenburg, Saanental, Greyerz oder Pays d'Enhaut in der frühen Neuzeit liesse sich schon anhand von Karten erläutern.

Der eigentliche Hauptteil des Buches ist den Ackerformen, Arbeitsabläufen und Gerätschaften gewidmet. Die für die Feldbestellung unter extremen Bedingungen im alpinen Raum eigens konstruierten Arbeitsgeräte für die Mistausbringung, Seilzugvorrichtungen, Karst und Pflüge (in der Entwicklung bis zum Brabanter und Voll-drehpflug für Hydraulikbetrieb dargestellt und damit den Tenor des Buches, die alten Formen des Getreidebaus aufzuzeigen, durchbrechend), Drillmaschinen und Geräte für Ernte und Drusch werden in kurzen Beschreibungen und Zeichnungen bzw. Fotos vorgestellt; das auch im knappen, auf Schulbedürfnisse ausgerichteten Literaturver-

zeichnis nicht aufgenommene Werk Scheuermeiers hätte für eine etwas eingehendere – auch funktional orientierte – Behandlung der Geräte Beispiel geben können.

Dankbar begrüßen wird man den im Anhang abgedruckten Überblick über volkskundliche und kulturgeschichtliche Museen der Schweiz, die in ihren Beständen Sammlungen landwirtschaftlicher Geräte nachweisen können. Zusammen mit den zusätzlich aufgenommenen literarischen Texten zum Thema (v.a. von Meyer, Hebel, Gfeller, Spielmann, Reinhart) und gesammelten Redensarten «rund um den Getreidebau» wurde damit der Versuch unternommen, ein Handbüchlein für den Schulunterricht auszuarbeiten; es ist recht brauchbar geworden und erschliesst das Material auch in didaktischer Aufbereitung, auch wenn die Bezugnahme auf vor- und frühgeschichtliche Entwicklungen und andere Kulturen zugunsten einer stärkeren Berücksichtigung der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Prozesse des 18. und 19. Jahrhunderts hätte zurückgestellt werden können.

Siegfried Becker

LUTZ RÖHRICH UND ERIKA LINDIG (Hg.): *Volksdichtung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit*. Tübingen: Günter Narr Verlag 1989. 327 S., Abb. (Script Oralia, 9).

Der vorliegende Band enthält 18 ursprünglich mündlich vorgetragene, ins schriftliche übersetzte Beiträge zum Kolloquium «Volksdichtung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit», das anlässlich des 20-jährigen Bestehens des Freiburger Instituts für Volkskunde im Oktober 1987 abgehalten wurde. Das Spannungsfeld Mündlichkeit/Schriftlichkeit darf wohl mit Recht als ein zentrales Forschungsthema der Sozial- und Geisteswissenschaften der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden. Unter den Stichwörtern «orality» und «literacy» ist dazu in der angelsächsischen Literatur zu Kulturanthropologie, Geschichte, Kommunikationswissenschaft, Linguistik, Pädagogik und eben auch Folkloristik eine Unmenge publiziert worden (in Klaus Roths Beitrag zumindest andeutungsweise vermerkt). Wie kaum ein anderes Forschungsthema hat dieser Fragenkomplex interdisziplinäre Untersuchungen angeregt: während Historiker oder Literaten die «Mündlichkeit» entdeckten, haben sich Volkskundler und Anthropologen zunehmend mit dem Einfluss von Schreiben und Lesen auf ihr vermeintlich orales Forschungsgebiet konzentriert. Eine so breit angelegte Thematik hat deshalb verständlicherweise sehr unterschiedliche Auslegungen seitens der Freiburger Kolloquium-Teilnehmer erfahren. Doch was der Band an einheitlicher Fragestellung vermissen lässt, macht er an methodologischer, theoretischer, genrespezifischer und kultureller Vielfalt wett.

Vorangestellt sind *Rudolf Schendas* Überlegungen zur «Zivilisierung der Kommunikationsweisen». Obwohl dieser Beitrag eine Fallstudie zu französischen Materialien aus dem 18. und 19. Jahrhundert darstellt, beinhaltet er auch willkommene programmatische Forderungen. Schenda sähe gerne eine Verbreiterung (oder vielleicht gänzliche Abschaffung) des traditionellen Genrekanons in der Erzählforschung; der Begriff Kommunikationsweisen, den er hier gebraucht, lässt einen auch bisher «unkatalogisierbare» Formen wie Fluchen oder Beten einschliessen (Austins Sprechakt Theorie liess das für linguistisch orientierte Volkskundler bereits zu) und eröffnet die Möglichkeit, mündliche und schriftliche Äusserungen in ihrem Zusammenspiel zu erforschen, anstatt sie vorerst einmal fein säuberlich und historisch-kritisch zu trennen, wie dies nach wie vor mit akademischem Ordnungssinn (und bisweilen auch sehr nützlich) unternommen wird. Schenda setzt sich auch für interdisziplinäre, integrierende Wissenschaft ein und ruft zu einer Untersuchung der ideologischen Wurzeln auf, die eine vornehmliche Konzentration auf Schriftlichkeit in den Geisteswissenschaften bedingten. *Rolf W. Brednichs* Beitrag zum «Nacherzählen» von Medieninhalten macht bereits einen Schritt in die von Schenda vorgezeichnete Richtung, indem er eine bisher meist übersehene Kommunikationsform (wenn man von Bausingers Volkskultur in der technischen Welt absieht) untersucht.

*Lutz Röhrich* fasst die neuere Märchenforschung unter dem Titel «Volkspoesie ohne Volk» zusammen und beginnt selbst mit der Äusserung, dass seine These «in

Insiderkreisen der volkskundlichen Erzählforschung...offene Türen» einrennt (S. 49). Gemeint ist hiermit die Problematik erzählforscherischer Feldarbeit (auch im Beitrag von Günther Kapfhammer angesprochen), Quellenforschung und literarischer Aufbereitung zwecks Publikation. Anhand von Sagentexten sucht Röhrich dann nach einem neuen Leseverständnis für Sagen, um «sie als anthropologische Aussagen nachzuvollziehen und zu verstehen» (S. 62). Mancher Leser mag sich bei diesen Ausführungen ein wenig an Röhrichs Märchen und Wirklichkeit erinnern. *Heinz Rölleke* fügt in seinem Aufsatz weitere Funde zum Beiträgerkreis der Brüder Grimm an, und *Leander Petzoldt* setzt sich mit dem eher ästhetischen Vergleich mündlicher und schriftlicher Erzähldimensionen auseinander.

Vor dem Hintergrund der politischen und kulturellen Entwicklung der letzten 100 Jahre untersucht *Klaus Roth* die Wechselwirkung zwischen mündlicher Tradition und Schriftlichkeit anhand bulgarischer Märchen. Eine eindrückliche schematische Darstellung (S. 98) zeigt die unzähligen erkennbaren Faktoren auf – vom Trivialmärchen zur literarischen Bearbeitung und zur erneuten handschriftlichen Überlieferung – und psychologische, individuell menschliche Faktoren müssen noch zusätzlich in Betracht gezogen werden. *Peter Assion* überträgt das Thema in einen gänzlich neuen Kontext: Märchenfragmente und Motive zum Thema Schlaraffenland in der Auswanderungsdiskussion. Ähnlich breit in der Berücksichtigung neuer Kontexte ist *Werner Metzgers* niederländische Fallstudie zum Phänomen Fasnacht im Mittelalter, wie es sich aus mündlichen, schriftlichen und bildlichen Quellen ergibt. *Christoph Daxelmüller* setzt sich ebenfalls mit mittelalterlichem Material auseinander: Er untersucht Exempelliteratur und -autoren mit Bezug auf ihre Wertsysteme und Wertkodifizierung. *Sabine Wienker-Piepho* zeigt die Etablierung von Frauen als Volksheldinnen (sowohl mit historischen wie fiktiven Beispielen), die durch eine Mischung von mündlichen und schriftlichen Textsorten und Medien zu Stande kommt.

*Wolfgang Mieder* findet selbstverständlich reiches Material zu Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Bereich der Parämiologie; Erfassung und Verständnis des modernen Sprichwortgebrauchs müssen seiner Meinung nach unter diesem Themenbereich beginnen. *Linda Déghs* Aufsatz betrachtet einen «neuen Genre»: Zeitungsannoncen, bisweilen in gereimter Form, die an den Tod eines Verwandten oder Gatten erinnern. Man darf hier vielleicht anfügen, dass die Tradition, im öffentlichen, gedruckten Medium Zeitung an den Tod oder Todestag eines Menschen zu erinnern, auch in Europa, insbesondere in katholischen Gegenden gefunden werden kann, wo die Annonce auch zur Teilnahme an einer Erinnerungsmesse einlädt.

Zwei Aufsätze sind Fallstudien zu Balladen (*Otto Holzappel* und *Waltraud Linder-Beroud*), und *Ernst Schade* ruft zu «mehr als 'nur' Transkription» im Bereich der Volksliedforschung auf. *Eva Kimmichs* Beitrag zum handschriftlichen Liederbuch schwingt sich gleich Schendas Artikel über den spezifischen Fall hinaus, indem sie das Liederbuch auf seine Wertübermittlung innerhalb komplexerer Informationssysteme hin untersucht. *Erika Lindigs* Beitrag schliesslich ist besonders bemerkenswert, da es sich hier um die Auswertung eines grösseren interdisziplinären Forschungsprojektes handelt. Untersucht wurde die «Vermittlungsstelle 'Schule und Lesebuch'», und zwar interessierte sich Lindig für die Rolle des Lesebuchs in der Vermittlung von traditionellen Erzählstoffen. Die statistische Auswertung der Textsorten Märchen, Sage und Schwank im Lesebuch ergab, dass diese Genres immer noch 8–10 % des Lesebuchinhaltes ausmachen. Man darf also feststellen, dass gerade die öffentlichen Lehrmittel den traditionellen Genrekanon beibehalten, den die Erzählforschung zu durchbrechen hofft. Wie Lindig meint, «kontiniert (die Schule) nicht nur mündliche Überlieferung, sie provoziert diese auch, indem sie durch Zensur und Tabu viele Erzählstoffe und literarische Gegenstände dem unmittelbaren Mündlichkeitsbereich belässt» (S. 176). Indirekt macht dieser Beitrag deutlich, dass eine Zusammenarbeit zwischen Pädagogik und Volkskunde wünschenswert und notwendig ist. Die Thematik Mündlichkeit / Schriftlichkeit ist auch hierzu der ideale Ansatz.

Regina Bendix

BERTHOLD HEIZMANN / WOLFGANG SCHMIDT: Baden um die Jahrhundertwende. Die Eschweiler Bade- und Waschanstalt von 1899. Bonn: R. Habelt 1987. 136 S., Abb., Tab. (Beiträge zur rheinischen Volkskunde, 3).

«Das Baden gibt Auskunft über das innere Wesen einer Zeit», stellte Siegfried Giedeon fest. Nur fließen diese Auskünfte für die verschiedenen Zeiten recht unterschiedlich. Abgesehen vom Heilbad wurde über das Badewesen fast nur im 19. Jahrhundert publiziert. Vorher schrieb man sowenig darüber, dass schwer zu sagen ist, wann, wo und wie überhaupt gebadet wurde. Seit etwa 1910 liegen kaum neue Titel vor: Offenbar ist das Baden zu selbstverständlich, als man darüber schriebe.

Das vorliegende Büchlein beginnt sinnvollerweise mit einer – allerdings sehr kurzen – Übersicht von Berthold Heizmann über die Entwicklung des Badewesens (eigentlich der Badestuben) seit dem Mittelalter bis zu seinem offenbar tiefsten Stand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. «Die Erwachsenen scheuen das Bad, und ausser dem ersten Bade nach der Geburt, stirbt der grösste Theil ohne je die Haut anders als zufällig gereinigt zu haben», berichtete 1826 ein Kreisphysikus aus Euskirchen. Heizmann vermutet: «Üblich war (...) ansonsten das Flussbad an wilden Badeplätzen. Es gab also offensichtlich keine organisierten Flussbadeanstalten mit festen oder beweglichen Einrichtungen. Deshalb häuften sich manchmal die Klagen über den Zerfall von Sitte und Anstand bei den jungen Leuten männlichen Geschlechts. Mädchen und Frauen badeten überhaupt nicht, und warme Fussbäder wurden nur bei Krankheiten verabreicht» (S. 11). Über dieses «wilde» Baden wüssten wir gerne mehr. Gerade die Volkskunde sollte ja nicht nur die Wissenschaft dessen sein, was offiziell existiert und durch Statistiken belegbar ist, sondern auch dessen, was zum täglichen Leben gehört, ohne registriert, reglementiert und behördlich beobachtet zu werden.

Die Geschichte des öffentlichen Badewesens der Neuzeit beginnt erst 1842 mit der Bade- und Waschanstalt zu Liverpool. Heizmann erwähnt immerhin, dass bereits 1820 in Göttingen eine recht grosse Badeanstalt für Damen und Herren eingerichtet wurde. Hier könnte man einiges nachtragen, z. B. dass sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts die Schriften mehren, welche Notwendigkeit und Nutzen des Badens propagieren; dass schon 1804 in Wien das Diana- und das Sophienbad, beide öffentlich, eröffnet wurden; dass General von Pfüel 1817 in Berlin die erste grosse Militärschwimmanstalt (an der Spree) erbauen liess; oder dass 1837 in Breslau der Theologiestudent G. Kallenbach ein Bad mit Schwimmbassins für Herren und Damen gründete. Kurz: Statt umfassend vom Baden zumindest in Deutschland, wie der Titel erwarten lässt, ist fast nur vom Rheinland die Rede, zumeist aber von Eschweiler, einem Ort mit etwa 20 000 Einwohnern. Für weitere statistische Angaben über die Verbreitung der Bademöglichkeiten in Deutschland um die Jahrhundertwende muss weiterhin auf die ältere Literatur zurückgegriffen werden.

Das englische Vorbild (ein Parlamentsbeschluss von 1846 zur Förderung von Bade- und Waschlhäusern) brachte das öffentliche Badewesen in Fluss, 1850 folgte Napoleon und bald darauf die grösseren deutschen Städte. Ein gewisser Badhäuser-Bau-Boom erfolgte erst in den 80er und 90er Jahren. (1895 traf es im Deutschen Reich auf 100 000 Einwohner 0,5 Schwimmbassins, 36,8 Badewannen und 14 Duschzellen).

Im Rheinland gab es zudem viele öffentliche oder geduldete Bademöglichkeiten an offenen Gewässern. So in der Inde bei Eschweiler, wie sich ein Gewährsmann erinnert: «Noch lange nicht alle hatten eine Badehose, und das war auch egal, weil wir ja nur unter uns Jungen waren. Wir gingen immer an „Schlaichers Äk“, weil die Inde da einen Bogen machte und dadurch war es da auch am tiefsten und am breitesten. Da habe ich auch das Schwimmen gelernt. (...) Damals so um 1920 herum war die Inde auch nicht sauber. Es war eine braune Brühe und beim Schwimmen floss so mancher zigarrenförmige Köttel am Mund vorbei, der wohl im neuen Eschweiler Klärwerk heil davongekommen war. (...) Aber das war egal, Hauptsache, das Wasser war schön kühl und wir konnten um die Wette schwimmen.» Man lernte den Kopf seitlich halten, woran solche Schwimmer selbst in der Badeanstalt noch erkennbar waren.

Dieser Bade- und Waschanstalt und ihrer Geschichte ist der zweite Buchteil gewidmet. Sie wurde 1899 auf Initiative eines Lehrers als Aktiengesellschaft gegründet, später von der Stadt übernommen. Ein angegliedertes Restaurant rentierte nicht und musste den Büros des Wasserwerks Platz machen. Die Waschanstalt arbeitete vor allem für Hotels und ging 1933 ein. Das Bad selber wurde erst 1964 durch zwei zeitgemässere Hallenbäder ersetzt. Wolfgang Schmidt schildert anhand von Gewährsleuten den Betrieb und die Arbeit der darin Beschäftigten, belegt mit Fotos, Plänen und Zahlen. Er tut es so liebevoll und menschennah, dass man den Bericht gern liest, selbst wenn man keinerlei Beziehung zum Ort und seiner abgerissenen Badeanstalt hat.

Peter F. Kopp

SIEGFRIED BECKER / MAX MATTER (Hg.): *Gesindewesen in Hessen: Studien zur historischen und sozialkulturellen Ausprägung ländlicher Arbeitsorganisation*. Marburg: Jonas-Verlag 1987. 336 S., 45 Abb. (Hess. Bl. für Volks- und Kulturforschung, N. F. 22).

Der 1987 vorgelegte Band «Gesindewesen in Hessen» ist der bisher umfangreichste der «Hessischen Blätter», die seit 1976 eher als Buchreihe denn als Zeitschrift anzusprechen sind. Die thematische Schwerpunktsetzung hat sich jedenfalls bewährt und führte bis heute zu 25 Bänden, die Einblick in wesentliche Bereiche hessischer Kulturforschung bieten. Obwohl themenzentriert, bleiben die einzelnen Bände immer noch eine Aufsatzsammlung, die heterogen genug ist, um eine detaillierte Besprechung unmöglich zu machen.

Der Umfang des vorliegenden Bandes entspricht wohl weniger dem umfassenden Forschungsstand auf dem Gebiet des «Gesindewesens» als einem aufgebrochenen Bedürfnis, dem nun allenthalben erste Ansätze, hin und wieder auch schon mehrmalige Annäherungen entgegenstehen.

Die 15 Beiträge sind so strukturiert, dass eine Abfolge vom Allgemeinen zum Besonderen, vom Überblick zum Detail erkennbar ist.

*Max Matter* befasst sich zu Beginn mit den wissenschaftsgeschichtlichen Aspekten des Themas und zeigt auf, wie sehr Dienstboten von der frühen Volkskunde einseitig als Brauchträger und nicht als Teil der ländlichen Gesellschaft betrachtet wurden. Besonders aufschlussreich ist auch seine Auseinandersetzung mit der Kulturmorphologie und deren Interesse an den Dienstboten.

Die Arbeit des Soziologen *Karl Friedrich Bohler* weist zwar über den hessischen Raum hinaus und zielt empirisch auf ein Gebiet in Württemberg, dennoch taten die Herausgeber gut daran, diesen Beitrag einzubinden. Bohler handelt über «die bäuerliche Sozialverfassung im alten Europa und ihre besondere Entwicklung in Hohenlohe-Franken». Überrascht registriert man dabei, wie locker der Exponent einer Nachbardisziplin mit dem Begriff «Bauerntum» umgeht, den er in Anlehnung an «Bürgertum» (S. 36) verwendet. Der homogene Charakter dieses Begriffes scheint aber auch ihn zu verleiten, manchmal zu undifferenziert von einem europäischen bzw. mitteleuropäischen Bauerntum zu sprechen.

Ebenfalls über Hessen hinaus geht *Martin Scharfe* in seiner «dritten Annäherung an ein Problem» (vgl. 1982 und 1983). Er befasst sich mit der protestantischen Erbauungsliteratur des 18./19. Jahrhunderts und deren Leitbildcharakter. Scharfe sieht in diesem Genre «eine kulturelle Sozialhilfe beim Problem, ein nicht einfaches Leben zu leben» (S. 60).

*Ingeborg Weber-Kellermanns* Beitrag wurde als Kapitel aus ihrem «Landleben im 19. Jahrhundert» übernommen. Weber-Kellermann versucht die familiäre Zugehörigkeit der Dienstboten und «damit das Beziehungsgeflecht um die patriarchale Wirtschaftsfamilie überhaupt» (S. 65) herauszuarbeiten. Sie befasst sich dabei überwiegend mit weiblichen Dienstboten und deren Rolle im ländlichen und städtischen Familiengefüge.

Wie der vorhin genannte Beitrag ist auch die Studie von *Inge Kaltwasser* Teil einer grösseren Arbeit; ein Umstand, der deutlicher als zuvor spürbar ist. Die stark quanti-

tativ angelegte Abhandlung über «Gesindewanderung nach Frankfurt in freistädtischer Zeit» lässt das Verlangen nach einer nachfolgenden qualitativen Auseinandersetzung hochkommen.

Die folgenden Beiträge des vorliegenden Sammelbandes weisen einen stärkeren regionalen Bezug auf und präsentieren sich zum Teil als lokal oder personell konzentrierte Fallstudien.

Es beginnt mit *Peter Assions* Gedanken über «die Gesindeverhältnisse im hinteren Odenwald», gefolgt von *Alfred Höcks* Auseinandersetzung mit dem interessanten Phänomen des temporären Dienens von Hoferben bei den eigenen Eltern oder bei Verwandten. Wie Höck schöpft auch *Barbara Greve* für ihren Beitrag aus schriftlichen Quellen. *Johanna-Luise Brockmann* ergänzt ihre Biographie der «letzte(n) Schweinehirtin von Wasenberg» durch narrative Interviews.

Sowohl regional als auch thematisch schärfer begrenzt ist *Annette Deibels* Studie «Zur Gesindekost im Schlitzerland», während *Werner Wagner* wiederum das Gesindewesen sui generis in den Mittelpunkt stellt, jedoch am Beispiel eines einzelnen Hofes.

Die abschliessenden vier Beiträge bilden eine methodische Einheit, da sie ihre Ergebnisse primär aus biographischen Interviews schöpfen (*Kerstin Werner*, *Gertraud Koch*, *Anita Bagus* und *Siegfried Becker*).

Ohne den Wert der übrigen Forschungen schmälern zu wollen, sei die Studie *Beckers* («Der Dienst im fremden Haus») aus dieser Gruppe besonders hervorgehoben. Auf hohem theoretischem Niveau gelingt es dem Autor, Abhängigkeitsverhältnisse herauszuarbeiten, denen die «potentielle Möglichkeit zur Ausnutzung» (S. 256) innewohnt. Becker weist auch auf das schwerwiegende Faktum hin, dass das Protestpotential meist durch Abhängigkeiten «über die vergangene Zeit hinaus und bis in die Gegenwart hinein» von bestehenden Ängsten und Rücksichten unterdrückt werden kann; eine Tatsache, die im Rahmen biographischer Forschungen nicht genug zu problematisieren ist.

Abschliessend sei den Herausgebern nicht nur für diesen wertvollen Einblick in das hessische Gesindewesen gedankt, der mit beeindruckender Qualität und Quantität dargeboten wird, sondern auch dafür, dass sie diese Publikation im Rahmen der «Europäischen Kampagne für den ländlichen Raum» vorgelegt haben.

Mögen unter anderen auch subventionstechnische Gründe dafür massgeblich gewesen sein, so kann das «volkskundliche Hessen» (insbesondere Marburg) für sich in Anspruch nehmen, mit der ebenfalls in diesem Zusammenhang präsentierten «Ländlichen Kultur» (1990) diese von der übrigen Volkskunde weitgehend vernachlässigte Kampagne wenigstens wahrgenommen zu haben. Helmut Eberhart

PETER HÖPGEN: *Kommunionserinnerungsbilder. Grundlegung eines jungen Forschungsthemas zwischen Volkskunde und Religionsgeschichte*. Köln: Böhlau 1988. 106 S., Taf. (Kölner Veröffentlichungen zur Religionsgeschichte, 17).

In der (katholischen) Westkirche hat sich der erstmalige Empfang der Kommunion der Kinder ohne liturgieamtliche Vorschrift zu einem Pfarrei- und Familienfest entwickelt, das auch dort als Feier erhalten geblieben ist, wo die Erstkommunion bereits zu einem früheren Zeitpunkt stattgefunden hatte. Ähnlich wie bei der ebenfalls nicht liturgierechtlich vorgeschriebenen «Primiz» (feierliche erste Messfeier eines Neupriesters) entwickelte sich um die Erstkommunion ein reiches Brauchtum. Beides ist noch wenig erforscht. Bei der Erstkommunion spielen die Andenken eine wichtige Rolle. Höpgen vermag auf Grund seiner eigenen Sammlung und in Auseinandersetzung mit Kurt Dröge (*Sprüche zur Konfirmation – Bilder zur Erstkommunion*, 1985) Licht in diesen Sektor zu bringen. Er konzentriert sich dabei auf das, was er «Erinnerungsbilder» nennt, d. h. jene (hauptsächlich Wand-)Bilder der Gebrauchskunst, deren Funktion als «*memoria, pia confraternitas, commemoratio*» er überzeugend nachweist. Es handelt sich also nicht um blosse Andenken, sondern um

Zeichen der Gemeinschaft (signiert vom Seelsorger, bisweilen auch von allen Mitkommunikanten), die den Erstkommunikanten ein Leben lang an jenes grosse Ereignis und an seine sich daraus ergebenden Verpflichtungen erinnern und mahnen sollen. Die Blütezeit war das 19. Jahrhundert, als die katholische Kirche in verschiedenen Ländern ins Ghetto geraten war und in Kampfposition stand. «Die katholische Andenkengraphik wird gleichsam zu Feldzeichen der *ecclesia militans*, zum persönlichen Signum aller ihrer Angehörigen» (79). Höpffen weist im übrigen auf zahlreiche Lücken in der Forschung und Postulate für das Sammeln und Auswerten der Zeugnisse des Erstkommunionbrauchtums hin und gibt wertvolle Fingerzeige. Das Literaturverzeichnis zeigt die ganze Fülle und Breite auf, mit denen das Thema angegangen wurde. Die Bilder geben einen guten Begriff von dieser Gattung kleinbürgerlicher religiöser Gebrauchskunst. Dankbar ist man auch für die ausführlichen Register.

Walter Heim

HELGE GERNDT (Hg.): Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder-Selbstbilder-Identität. Festschrift für Georg R. Schroubek zum 65. Geburtstag. München: Münchner Vereinigung für Volkskunde 1988. 237 S. (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 8).

Dass sich die Volkskunde dem Phänomen des Stereotyps widmet, ist allemal wesentlich und, will sie ihrem Anspruch einer gesellschaftskritischen Kulturanalyse gerecht werden, auch immer notwendig. Hier geschieht dies im Rahmen einer Festschrift für Georg R. Schroubek zum 65. Geburtstag – für den Jubilar, der sich in seiner Forschung Tradierung und Ausformung von stereotypen Vorstellungen als zentrale Frage gestellt hat, ein erfreuliches und würdiges Geschenk seiner Freunde, Kollegen und Schüler, für das gesamte Fach ein wichtiges Sammelwerk, eine Festschrift, das sei betont, der es zudem gelungen ist, sich durchgehend einem Thema zu widmen.

Die Beiträge – alle angeregt von den Forschungen des Jubilars – setzen in ganz unterschiedlicher Perspektive ihre Fragen an die kulturwissenschaftlichen Stereotypenforschung. Von der Ritualmordbeschuldigung, konfessionellen Vorurteilen, den Bildern, die man sich über ganz «typische» Berufs- und Schichtzugehörige macht, bis hin zum Blick auf die Eigenartigkeit einer bestimmten Sozietät oder einer bestimmten Ethnie reichen die Möglichkeiten der Analyseansätze, Fragefelder und Beschreibungen.

Allein eine spezifische Theorie aus der Perspektive der Volkskunde oder Kulturanthropologie zum Entstehen und der Wirkung von Stereotypen im Hinblick auf den «Kulturmechanismus», auf die Dynamik ihres Ent- und Bestehens, die bleibt weitgehend noch ausständig. Schade, meine ich, denn die Vorurteilsforschung (und Stereotypen sind einmal auf die Wirkung trivialer Vorurteile zurückzuführen) der Sozialpsychologie, der Sozialgeschichte oder der Psychoanalyse bieten da wohl so manchen interessanten Anknüpfungspunkt zu kulturtheoretischen Ansätzen unseres Faches. Aber man war wohl in der Zielsetzung dieser Münchner Festschrift für Schroubek von vorneherein anderen Zielen verpflichtet, so dass die Perspektive der ethnopsychischen und sozialen Bedingungen der Entstehung und der Wirksamkeit von Stereotypen doch weitgehend in den Hintergrund geriet. Die Thematik forderte sie aber auch für unser Fach geradezu heraus – um so mehr, wenn wir zur Konfliktlösung der gegenwärtig so virulenten gesellschaftlichen Probleme beitragen wollen.

Zu den einzelnen Beiträgen: Im ersten Beitrag der Festschrift weist *Hermann Bausinger* («Name und Stereotyp») quasi auf die andere Seite der Medaille hin, darauf, dass Stereotypen nicht nur eine Gefahr darstellen, sondern zur Orientierung hilfreich und notwendig sind, dass sie gewissermassen auch als «Leistungen», etwa in ihrer identitätsstiftenden Funktion, zu werten sind. Aber gerade vor dem Hintergrund von *Christoph Daxelmüllers* nachfolgenden Anmerkungen zu antijüdischen Stereotypen und ihren Opfern («Folklore vor dem Staatsanwalt»), zum Transport gerade durch Folkloristen und Wallfahrtsforscher und zur Wirkungslosigkeit der Versuche der Opfer, sich zur Wehr zu setzen, fordert der Ansatz Bausingers, der auf den «relativen Wahrheitsgehalt» der Stereotypen hinweist, «weil sie in der Regel aus der Überverallgemeinerung tatsächlicher Merkmale entstehen», zur Diskussion heraus.

*Herbert A. Strauss* widmet sich in seiner Arbeit dem Dilemma der jüdischen Selbstverteidigung, der Abwehr von Stereotypen und Diskriminierungen. Seine Verknüpfung von Strukturkrisen und Stereotyp-Funktion scheint mir für die mentalitäts- und traditionsorientierte Volkskunde sehr wesentlich zu sein; ebenso unumgänglich wie die Erkenntnisansätze der Vorurteilsforschung.

*Michael Schmidt* setzt sich mit dem in jüngster Zeit wieder aktuellen und beliebten Thema der Ritualmordbeschuldigung auseinander. Ihn interessiert dabei die Legende als «Bedeutungsgewebe», das Kultur ausmacht und Alltagspraxis präjudiziert.

Dass «konfessionelle Vorurteile» Rechtfertigungsmechanismen der eigenen Andersartigkeit sein können, demonstriert *Karl-S. Kramer*, wobei er Brückners Behauptung, dass das protestantische geistige Klima direkt zum Nationalsozialismus geführt habe, ins Visier nimmt und am Beispiel der von Scharfe geleiteten gegenwärtigen Wallfahrtsforschung Vorurteil und Heterostereotypen auch dem wissenschaftlichen Interesse anlastet.

*Leopold Kretzenbacher* vergleicht über Räume und Zeiten hinweg «Schimpfwörter aus nationaler und aus konfessioneller Gegnerschaft», ein buntes Kaleidoskop des Auf und Ab des Schimpfs.

Die «Fremdbilder der Savinje-Flösser», Urteile über Kroaten, Serben, Moslems, Juden und Deutsche, Heterostereotypen einer Berufsgruppe aus ihrer mündlichen Überlieferung präsentiert *Angelos Baš*.

Stereotype Vorstellungen und Klischees, die ein gesellschaftlicher Umbruch, in diesem Fall durch die Industrialisierung, mit sich bringt, analysiert *Walter Hartinger* in «Schlafgänger und Schnapstrinker». Wie stereotype Vorstellungen die Aufrechterhaltung der Zucht und Sitte im Beamtentum sicherten, führt *Isolde Brunner-Schubert* am Beispiel der Verordnungen zu einem fränkischen Kirchweih Tanz vor.

Adolf Spammers umstrittene Versuche, Stereotypen und Verhaltensmuster mit Fragebögen für den ADV zu erfassen, thematisiert der Beitrag von *Heinrich L. Cox*.

Den «stereotypen Anschauungen» in der missionarischen Aufklärungsliteratur geht *Wolfgang Brückner* nach, wobei er anhand einiger zeitgenössischer Lieblingsbegriffe nachweist, wie sie als «Relevanzvokabeln» schliesslich auch in die Wissenschaft eingedrungen sind und dabei auch hier zu ahistorischen Konstrukten führen mussten (was wohl so manche Parallele auch in der Gegenwart hat).

*Hans Schuhladens* differenzierte, historisch gearbeitete Skizze zu «Münchens Italianità», von der Eigenartigkeit Münchens und Bayerns innerhalb Deutschlands, geht den wichtigsten Einflüssen der Romania und deren Fixierung in der Gegenreformation, der Wirkung der Aufklärung und schliesslich ihren Kontinuitäten über die Romantik bis hin zu Ludwig I. nach. Der Autor spricht allerdings nie von Stereotypen, sondern von «historisch gewachsenen Unterschieden», einem Zugang unter vielen, wie er meint, der die verfestigten Reden und Bilder über die Verschiedenartigkeit besser verstehen helfen soll.

*Sabine Künstings* aufklärende Überlegungen zu den «Schwarzenstereotypen im Alltag» – wer kennt nicht den «Mohrenkopf» und diverse «Negeridyllen» in der Werbung – münden in der resignierten Feststellung, dass die ganze Aufklärung nichts helfe, da man die Schwarzenstereotypen nicht durchbrechen könne, «denn eine verbesserte Kenntnis von der Beschaffenheit und Verbreitung rüstet auch den, der sie planmässig zur Durchsetzung seiner dunklen Ziele einsetzen will».

Wie sich literarische Stereotypen und Klischees zu einer realen Autobiographie verhalten und damit als Erziehungsinstrument einsetzbar sind, zeigt *Susanne Schenda* in ihrem Beitrag «Le petit Ramoneur savoyard», der Geschichte eines Fremdarbeiterkindes, die in ihrer Rührseligkeit Kinder zur Dankbarkeit mahnen soll. Auch *Otto Holzapfel* geht den Stereotypen in Kinderbüchern nach, genauer dem Bild des Deutschen in dänischen Kinderbüchern. Ganz offensichtlich manifestieren sich Klischees und Vorurteile nirgendwo besser als in der Kinderliteratur.

*Barbara Zinke* legt in ihrem Artikel zu den Stereotypen in der Literatur die geschlechtsspezifischen Identifikationsmuster in der phantastischen Literatur

Michael Endes frei: Rollenstereotypen, verkleidet in zukunftsweisende Lebensvorstellungen. Damit schliesst die Autorin an die wesentliche feministische Diskussion um die Vermittlungsagenturen sexistischer Rollenzuschreibungen an.

*Elfriede Grabner* zeigt, was der romantische Böhmerwalddichter Hans Watzlik in seinem Werk an «Volkskundlichem» fabrizierte. Die Frage nach der Wirkung der volkskundlichen Klischees drängt sich auf.

Dass selbst statistisches Material noch stereotype Vorstellungen enthält, ist *Reinhard Hallers* Beitrag «dass ich selbst nicht weiss, ob ich ein Baier oder ein Böhme sey» zu entnehmen, einer Analyse von Einwanderungsstatistiken der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Mit einer vergleichenden Betrachtung der Verwendungsabhängigkeit von stereotypen Vorstellungen am Beispiel der «typischen» ungarndeutschen Holzschuhe («Deutsche Klumpen-ungarische Klumpa») beschliesst *Béla Gunda* die Reihe der Beiträge.  
Elisabeth Katschnig-Fasch